

Diese Zeitung erscheint jede Woche Sonnabends.

Preis vierteljährlich durch die Post bezogen 1,10 Mk. Eingetragen in die Postzeitungsliste Nr. 6482.

Der Proletarier

Anzeigenpreis: 50 Pf. für die dreigespalt. Petitzeile.

Geschäftsanzeigen werden nicht aufgenommen.

Organ des Verbandes der Fabrikarbeiter Deutschlands

Postcheckkonto: Nr. 358 15 Postcheckamt Hannover.

Verlag von A. Brey. Druck von E. A. S. Meißner & Co., beide in Hannover.

Redaktionschluss: Montag morgen 9 Uhr. Verantwortlicher Redakteur: Sebastian Prall, Hannover.

Redaktion und Expedition: Hannover M., Rathenauplatz 3. Fernsprechanchlüsse 2 28 41 und 2 28 42.

Eiserne Front für Volksrechte gegen Diktatur!

An alle deutschen Männer und Frauen freiheitlicher Gesinnung.

Vorbei sind die Monate der bloßen Verteidigung und Abwehr! Das Deutschland der Republik und Demokratie steht auf für Volksrechte gegen Diktatur. Widerstandswille ist aufgeflammt in allen deutschen Gauen. Es hat keiner Propagandakünste und keiner Befehle bedurft. Ein Anstoß — wenige organisatorische Hammerschläge genügt: in Stadt und Land wuchs empör die

Eiserne Front für Volksrechte gegen Diktatur!

Neben die Einheiten des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold trafen die Arbeiterportler und in den Betrieben formieren sich alle freiheitlich gesinnten Gewerkschafter als Hammerschäfte der Eisernen Front.

Eine Millionenarmee — nicht für gewalttätige Angriffe, sondern wider alle Bürgerkriegspläne! Die Existenz dieser durch eine wahre Volkserhebung aufgerichteten Eisernen Front muß jeden Gedanken auf Raub politischer, gewerkschaftlicher und kultureller Freiheiten ersticken.

Die Eisernen Front ist keine Parteisache und will nicht eine Partei sein.

Ihr Dienst gilt der bedrohten Freiheit des deutschen Volkes, der Erfüllung der Verheißungen in der Verfassung von Weimar.

Viele bittere Tage, harte Wochen und schwere Monate der Abwehr und des Ausharrens liegen hinter uns. Bis in die Fundamente hat eine unerhörte Krise die deutsche Wirtschaft erschüttert, Industrie, Handel und Gewerbe sowohl wie Landwirtschaft. Millionen der besten deutschen Arbeiter, darunter hunderttausende Kriegsteilnehmer, stehen an den Stempelfellen; mit ihnen sind hochqualifizierte Angestellte, Techniker und Ingenieure zu qualvollem Feiernüssen verurteilt. Tausende und aber Tausende junger, arbeitsdürftiger Männer und Frauen der freien Berufe sehnen den Tag herbei, der ihnen Gelegenheit gibt, die in jahrelangen Studien erworbenen Kenntnisse zu ihrem und des deutschen Volkes Nutzen zu verwerten. Sie alle leben von kärglicher Unterstützung oder sind angewiesen auf die Hilfe ihrer Familien.

Wer ist noch sicher, daß nicht auch ihn und seine Familie die Lawine der Wirtschaftskrise in den Abgrund reißen?

Der Arbeiter nicht und nicht der Angestellte. Der Bauer nicht und nicht der Handwerksmeister. Kein Unternehmer mehr — und sei er ein persönlicher noch so einsichtiger und tüchtiger Mann — hat die Sicherheit, seinen Betrieb aufrecht erhalten zu können. Ist ein Volk in Not, trifft's auch die Beamten in Reich, Staat und Gemeinden.

Diese Zeit der Not wird seit Jahr und Tag verlängert und verschärft von herrschsüchtigen Egoisten, die für die Massen des Volkes zur Arbeitslosigkeit, zu Lohn- und Gehaltsabbau auch noch den

Raub der Rechte eines freien Staatsbürgers fügen wollen. Mit Millionen, die von Lohn und Gehalt abgezogen wurden, sind Bürgerkriegsarmeen aufgestellt und aus-

gerüffelt worden; werden ganze Schwärme von Schwadronneuren durch Stadt und Land geschickt; wird Propaganda bezahlt, die als „Ketter“ die Verderber Deutschlands anpreißt. Der Kampf Deutschlands um Aufhebung der würgenden Reparationszahlungen ist jenen Leuten nur ein Mittel zur innerpolitischen Verheißung.

Ein Volk, das sich durch Drohung mit Gewalt und bezahlte Demagogie das Recht der Selbstregierung nehmen läßt, wird nie die äußere Freiheit erringen und erhalten können.

Im Hitlerismus hat sich diese wirre Zeit einen gewalttätigen Götzen gegeben. Scharlatane fordern die unumschränkte Herrschaft über Leben und Tod, Arbeitskraft und Eigentum aller Deutschen. Nicht die Spur einer schöpferischen Idee — nichts weiter als Blutphantasien hat der sogenannte Nationalsozialismus aus eigenem hervorgebracht.

Großes steht auf dem Spiel! — Großes muß von allen freiheitlich gesinnten deutschen Männern und Frauen in den kommenden Wochen und Monaten gefordert und geleistet werden!

In allen Bezirken des Reiches muß bis zum 21. Februar 1932 die Eisernen Front formiert sein.

Rundgebungen am 21. Februar in ganz Deutschland

müssen Freunden und Segnern die Wucht und Kraft der Eisernen Front sinnfällig vor Augen führen.

Gewaltige Geldmittel stehen den Feinden des Staates von Weimar zur Verfügung. Sie hoffen, durch Riesenaufwand von Propaganda die Demokratie niederringen zu können. Auch diese Spekulation wird und muß fehlschlagen. In allen Bezirken sind unverzüglich Maßnahmen zur Durchführung einer

Rüstwoche der Eisernen Front

zu treffen und öffentliche Sammellisten aufzulegen.

Es gilt, der Zerstörung von Deutschlands letzter Wirtschaftskraft Einhalt zu tun; jetzt heißt es, die gewaltigen Energien, die allein die Demokratie zu entfesseln vermag, für die wirtschaftliche Gesundung Deutschlands einzusetzen. Voraussetzung dafür ist der Sieg der politischen Vernunft über die Propheten des Chaos.

Eiserne Front für soziale Gerechtigkeit!

Eiserne Front für wirtschaftliche Gesundung!

Eiserne Front für außenpolitische Freiheit, Frieden und Völkerverständigung!

Eiserne Front wider alle Feinde der demokratischen Republik!

Eiserne Front für Volksrechte gegen Diktatur!

Berlin, den 25. Januar 1932.

Die Reichskampfleitung der Eisernen Front.

Zum Tode M. C. Lyngsies.

Die dänische Arbeiterbewegung hat einen ihrer größten Führer verloren. M. C. Lyngsies, Vorsitzender des Dansk Arbejdsmandsforbund (Dänischer Arbeitsmännerverband), ist am 31. Dezember 1931 nach einer sehr langwierigen Krankheit im Alter von 67 Jahren gestorben.

Lyngsies war ein idealer Mensch mit unzerstörbarem Glauben an die hohe, kulturelle Mission der organisierten Arbeiterschaft. Von Freund und Gegner wurde er wegen seiner hervorragenden Eigenschaften geehrt. Verbissen und hartnäckig im Kampfe für die Interessen der Arbeiterschaft, war er voll Wärme und Mitgefühl, wenn es galt, seinen Klassen-genossen zu helfen. Das könnte auch schwer anders sein, denn er war ein echter Sohn des dänischen Proletariats.

Lyngsies wurde am 6. Juli 1864 in einem der ältesten Teile Kopenhagens geboren. Nur mit den geringen Kenntnissen, die der Elementarunterricht vermittelt, ausgerüstet, mußte er in den Kampf ums Dasein eintreten. Erst 14 Jahre alt, arbeitete er im Marine- und Heeresarsenal, und in sehr jungem Alter mußte er schon für den Unterhalt seiner Mutter sorgen.

Löhne und Arbeitsbedingungen waren damals noch sehr schlecht; die tägliche Arbeitszeit war häufig zwölfi Stunden oder mehr, und die Stundenlöhne schwankten zwischen 17 und 24 Öre

Schon in seiner Lehrzeit wurde Lyngsies durch einen befreundeten Stuhllechter mit dem Sozialismus



bekannt, was ihn zum Studium der großen gesellschaftlichen Fragen anregte. Bald hatte er begriffen, daß nur durch die organisierte Macht der Arbeiter eine Besserung herbeigeführt werden könnte. Er

gründete einen Arbeiterverein, zu dessen Vorsitzenden er im Jahre 1890 gewählt wurde. Der Verein zählte damals 340 Mitglieder.

Damit war Lyngsies jedoch nicht zufrieden, denn das Organisationsgebiet seines Vereins erstreckte sich nur auf Kopenhagen, während für die Insel Seeland und für Jütland getrennte Arbeitervereine bestanden. Eifrig propagierte er die Gründung eines Landesverbandes mit dem Ergebnis daß sich die drei Vereine am 1. Januar 1897 unter dem Namen „Dansk Arbejdsmandsforbund“ zusammenschlossen.

Rund 35 Jahre war unser entschlafener Kollege Vorsitzender des Dansk Arbejdsmandsforbund, der sich in diesem Zeitraum zum stärksten Arbeiterverband Dänemarks entwickelt hat. Die Mitgliederzahl stieg, nicht zuletzt dank seiner unermühten Propaganda, seit 1897 von 14000 auf mehr als 100000.

Im Jahre 1897 wurde Lyngsies in den Vorstand des Dänischen Gewerkschaftsbundes gewählt. Infolge eines ernstlichen Konflikts über die gelegentlich der großen Aussperrung im Jahre 1926 zu befolgende Taktik trat er aus dem Vorstand der Landeszentrale aus. Als im Jahre 1929 der Konflikt beigelegt wurde, nahm er seinen Platz jedoch sofort wieder ein.

Nicht nur im nationalen Rahmen, sondern auch international hat Lyngsies in der Gewerkschaftsbewegung eine führende Stellung eingenommen. Im Jahre 1907 gründete er zusammen mit August Brey (Deutschland) und Janne Jonsson (Schweden) die Fabrikarbeiter-Internationale.

Obleich das Hauptbetätigungsfeld Lyngsies auf gewerkschaftlichem Gebiet lag, hat er auch am politischen Kampf des dänischen Proletariats regen Anteil genommen.

Von 1898 bis 1906 war er Mitglied des dänischen Reichstags (Folketing), von 1900 bis 1914 Stadtrat von Kopenhagen. Seit 1925 war er Mitglied des Senats (Landsting), und 16 Jahre lang war er Mitglied des Vorstandes der Sozialdemokratischen Partei Dänemarks. In vielen anderen Einrichtungen der Arbeiterschaft nahm er einen hervorragenden Platz ein. Wir nennen nur noch die Konsumgenossenschaft „Einigkeit“, deren Gründer er war.

Bei der Bestattung Lyngsies am 8. Januar hat das dänische Proletariat Zeugnis davon abgelegt, welchen Platz Lyngsies in seinem Herzen einnahm. Alle Instanzen der Arbeiterbewegung waren vertreten. Ministerpräsident Stauning widmete dem großen Toten einen ehrenden Nachruf. Mehr als 30 000 Menschen begleiteten Lyngsies auf seinem letzten Wege.

Für die Fabrikarbeiter-Internationale sowie für die deutschen und holländischen Fabrikarbeiterverbände wurden vom Kollegen Jurgens (Holland) Worte des Abschieds gesprochen.

Den Norsk Arbejdsmandsforbund vertrat Johs. M. P. Odegard, den Norsk Kjemisk Industriarbejderforbund Halgard Jönsson, und den Schwedischen Grob- und Fabrikarbeiterverband vertraten C. J. Söder und Bingston.

Auf „Vestre Kirkegaard“, einem Teil des Friedhofs, der für Kopenhagen die Bedeutung des Pariser Panthéon hat, wurde Lyngsies zur Ruhe bestattet.

Zwischen Jens Jensen, der mit Lyngsies den Dänischen Gewerkschaftsbund gegründet hat und später Präsident des dänischen Parlaments war, und dem großen Komponisten Karl Nielsen hat unser dahingegangener Kollege die letzte Ruhestätte gefunden.

Ruhe sanft, lieber Freund und Kollege!

Dein Geist lebt weiter in der Arbeiterschaft aller Länder!

Hitler-Salome tanzt vor dem Unternehmer Herodes.

Die Eisen-, Stahl- und Zechenkönige waren am 16. Januar 1932 in Düsseldorf versammelt. Hitler, der „Arbeiterführer“, mußte vor seinen Herren sprechen. Die Rede Hitlers vor den Kapitalisten muß wichtig gewesen sein, denn die in Köln stattfindende Tagung des Deutschen Arbeitgeberverbandes wurde unterbrochen, und in Hunderten von Autos sausten die Tagungsteilnehmer nach Düsseldorf, um sich vermutlich von Hitler bestärken zu lassen, daß sie sich auf ihn verlassen können. Die Unternehmer haben anscheinend immer noch Mißtrauen gegen den Proletarier Hitler. Sie befürchten, sein proletarisches Gewissen könnte ihm einmal schlagen.

Vielleicht sind die Unternehmer auch deshalb mit Hitler unzufrieden, weil das Schlachterhandwerk so geringe Fortschritte macht. Hitler soll doch mit seinem Gefindel unter Führung adliger Offiziere die Proletarier Schlacht einleiten.

Dazu hat er anscheinend angesichts der Eisernen Front aller anständigen Menschen keine rechte Lust. Ja, wenn es nur auf das Geld allein ankäme, wären die Gewerkschaften schon längst erledigt. Es wird aber weder den Unternehmern, noch Hitler mit seinen Jüngelchen gelingen, die organisierte Arbeiterschaft niederzuzwingen, auch nicht unter Aufsicht der

KPD. und der RGO. Mit den bezahlten Räubern und Mördern mögen uns die deutschen Unternehmer nur kommen. Das bisherige Strategie ihrer abgetakelten Offiziere wird sie nicht retten, und Hitler-Salome wird noch öfters ohne das blutige Haupt der deutschen Republik vor dem Unternehmer-Herodes tanzen können.

Arbeiter erkennen möge, daß seine wahren Interessen in den alten Verbänden mit ehrlichem, verantwortungsvollem Fundament nur allein vertreten werden können, nicht aber von einer Organisation, die jegliches Verantwortungsgefühl entbehrt. Kollegen, ich sage Euch dies alles von ehrlichen, klassenbewußten Arbeiterstandpunkt aus. Haltet Euch in Zukunft an Eure Verbände, sorgfältig durch hundertprozentige Organisation dafür, daß dieselben durch ihre Machtposition imstande sind, uns zum proletarischen Siege zu führen! Nur die freien Gewerkschaften sind die, die berufen sind dazu!

Georg Christner,

ehemaliges Mitglied des Betriebsrates der Vakuum-, ehemaliges Mitglied der Unterbezirksleitung der RGO. in Hanau.

Das Internationale Arbeitsamt zur Verkürzung der Arbeitszeit.

Das Internationale Arbeitsamt hatte zur Untersuchung der Möglichkeiten für die Verkürzung der Arbeitszeit eine Kommission eingesetzt, die nunmehr einen Bericht vorgelegt hat. In dem Bericht heißt es einleitend:

„Im Hinblick auf den ernsten Charakter der Arbeitslosenkrise anerkennt die Kommission, daß die Überwindung der Krise von wirtschaftlichen, finanziellen und politischen Maßnahmen abhängt, die über die Kompetenzen des Internationalen Arbeitsamtes hinausreichen.“

Im übrigen empfiehlt die Kommission verschiedene Maßnahmen „der Aufmerksamkeit aller Industrieländer“. Die erste dieser Empfehlungen kann nicht genug unterstrichen werden:

„Die Kommission hält es mehr als je für wünschenswert, daß die internationalen Übereinkommen über die Dauer der Arbeitszeit und insbesondere die Washingtoner Konvention über den Achttundentag ratifiziert werden und daß auf alle Fälle in Abwartung ihrer Ratifizierung ihre Prinzipien auf der ganzen Welt durchgeführt und zur soliden Grundlage aller weiteren Maßnahmen werden.“

Bei der Aufzählung ihrer weiteren Vorschläge spricht sich die Kommission in erster Linie für die Unterdrückung der Überstunden aus:

„Wo es die technischen Bedingungen, die Zusammenfassung des Personals und die Lage der einzelnen Beschäftigten erlauben, soll eher die individuelle Arbeitszeit des gesamten Personals verkürzt als zu Entlassungen geschritten werden.“

Zur Durchführung dieser Vorschläge gehört selbstverständlich auch der gute Wille der Unternehmer. In einem weiteren Vorschlag heißt es:

„Trotz der ernsten, aber scheinbar nicht unüberwindlichen Schwierigkeiten und unter dem Vorbehalt der technischen, kommerziellen und finanziellen Möglichkeiten soll im gegenwärtigen Augenblick das Prinzip der Verkürzung der individuellen Arbeitszeit in normal arbeitenden Unternehmen durchgeführt werden, um auf diese Weise Arbeitslose einstellen zu können.“

Die Kommission setzt sich insbesondere für die Aoständige Arbeitswoche ein. Hierin sehen wir auch den Kern des Entschlusses. Die wichtigste Stelle über diesen Teil des Kommissionsgutachtens lautet:

„Wenn man gleichzeitig auf die Verteilung der Arbeit unter eine möglichst große Anzahl von Arbeitern sowie auf die Respektierung des guten Geschäftsganges und die Sicherung eines angemessenen Lohnes für jeden Arbeiter bedacht sein will, scheinen bei den Bedingungen der jetzigen Krise die besten Resultate in jenen Fällen erreicht worden zu sein, wo die wöchentliche Arbeitszeit um 40 Stunden herum schwankt. Diese Arbeitszeit soll je nach den verschiedenen Modalitäten vorzugsweise auf 5 Tage verteilt werden, falls dies die technischen Bedingungen erlauben.“

Ohne die Initiative zu internationalen Verhandlungen ergreifen zu wollen, erinnert die Kommission daran,

„daß einige Staaten den Wunsch der Herbeiführung provisorischer Übereinkommen über die Arbeitszeit in gewissen Industrien ausgesprochen haben. Sie bittet den Direktor, diese Vorschläge und Wünsche zu prüfen und in den verschiedenen Industrien, falls ihre Lage die Erwägung von internationalen Übereinkommen erlaubt, entsprechende Studien vorzunehmen, um evtl. bei der Einberufung von Konferenzen, die diesem Zwecke nützlich sein können, den in Frage kommenden Regierungen seine Dienste leisten zu können.“

Hoffentlich ist das Haus nicht abgebrannt, bis die Spritze zum Löschen kommt!

Die gesetzliche 40-Stunden-Woche zu den Akten gelegt.

Die „Api-Mitteilungen“, das Organ des Arbeitgeberverbandes der Papier verarbeitenden Industriellen, bringen in ihrer Nr. 1 vom 23. Januar 1932 folgenden Brief des Reichsarbeitsministers — ohne Datumsangabe — an die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände:

„Vom Gesichtspunkt der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit aus halte ich eine Verkürzung der Arbeitszeit überall da, wo sie technisch möglich und wirtschaftlich tragbar ist, nach wie vor für dringend erwünscht. Im Hinblick auf die arbeitsrechtlichen Vorschriften der Notverordnung vom 8. Dezember 1931 erscheint es mir jedoch rätlich, die Ermittlungen über eine zwangsweise Arbeitszeitverkürzung zunächst zurückzustellen. Wann die Arbeiten für eine behördliche Arbeitszeitverkürzung wieder aufgenommen werden, wird von den Auswirkungen der Notverordnung, insbesondere hinsichtlich der Lohn- und Preisgestaltung und von der weiteren Gestaltung des Arbeitsmarktes abhängen. Ich behalte mir ergebenst vor, mit den Spitzenverbänden der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer zu geeigneter erscheinender Zeit wieder in Verbindung zu treten.“

Damit sind also zunächst die Notverordnungs-Bestimmungen über die Einführung der 40-Stunden-Woche in den Papierhöfen des Reichsarbeitsministeriums gewandert; sie haben der ministeriellen Lohnabstimmung weichen müssen.

Der „Api“ irrt aber, wenn er annimmt, daß auch die Gewerkschaften erkennen haben, daß die ursprünglich mit starkem Nachdruck betriebene Forderung der 40-Stunden-Woche bei der heutigen Wirtschaftslage, wo in vielen Betrieben schon unter 40 Stunden gearbeitet wird, überholt und auch in keiner Weise geeignet ist, die große Arbeitslosigkeit zu mildern. Mehr denn je stehen die Gewerkschaften — gestützt durch das riesenhafte Anwachsen der Arbeitslosenzahlen — auf dem Standpunkt, daß nicht nur die dauernde Einführung der 40-Stunden-Woche und des Vier-Schichten-Systems in kontinuierlichen Betrieben, sondern auch eine schnellste Wiederanwartsentwicklung der Löhne zu den wichtigsten Maßnahmen bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit gehören. G. Stähler.

Der RGO-Funktionär gegen die RGO.

In der Nr. 3 des „Proletarier“ wurde über einen von der RGO in der Kartonschneidfabrik und Vakuum-Schmelze in Hanau angezettelten und zusammengebrochenen Streik berichtet. Jetzt macht ein Funktionär der RGO Front gegen den Auftrag dieser KPD-Mitgeburt. In einem offenen Brief wendet er sich an die Arbeiterschaft. Der Brief lautet:

Zur Aufklärung und Warnung!

An die Belegschaft der Vakuum-Schmelze. Werte Kollegen! Als ich letztens die Wahl zum Betriebsratsmitglied und zum Schlichter des Arbeiterrates annahm, geschah dies nur aus dem Grund, Euch in allen Ecken mit ehrlichem politischen Bewußtsein zu vertreten. Persönlich glaube ich dies am besten unter dem Kampfsprogramm der RGO tätigen zu können. Ihr habt und müßt ja selbst, daß ich mich mit meiner ganzen Person

Nationalität.

Ein Vorzug bleibt uns immer unverloren, man preißt ihn heut als Nationalität, er sagt, daß er ndwo der Mensch geboren, was freilich sich von selbst versteht.

Grillparzer.

Anders ausgedrückt lauten die Worte Grillparzers: Ist ein Esel in Deutschland geboren, so ist er ein deutscher Esel; ist ein Esel in Italien geboren, so ist er ein italienischer Esel usw.

in entferntesten daran, auf welchem krügerischen Boden ich meine ganze Tätigkeit anbahnte. Durch meine Wahl zum Mitglied der Unterbezirksleitung der RGO in Hanau wurde ich intim mit allen Geschäftsführungen usw., wodurch ich mit der Zeit zu der Auffassung kam, daß nicht alles so ist, wie es den Arbeitern in den Versammlungen immer ins beste Licht gerückt wurde, jedoch glaube ich immer noch nicht, daß alles Lug und Trug sei, ja ich wollte nicht glauben, daß man mit diesen Methoden mit den besten und ehrlichsten Gefühlen eines klassenbewußten Proleten in unverantwortlicher Weise spielte und die Proleten dadurch zu Handlungsweisen verleitet und mißbraucht, um für ein selbsterreutes Kind zweifelhaftes Lorbeer einzuharben, wiederum auf Kosten der verführten Arbeiterschaft. Richtig anzuwendend wurden mir erst die Augen geöffnet bei unserem Streik. Es ist wohl bei keiner Aktion so viel geschwindelt worden wie bei dieser. Nicht allein, daß man die betreffenden Belegschaften organisatorisch aufs gemeinste belog, ließ man sie auch im Grunde genommen völlig im unklaren über die Unterstützungsaktion, trotzdem man ihnen versicherte, sie würden voll und reichlich unterstützt. Wie es in Wirklichkeit ausah, war ein Beispiel an meiner Wenigkeit. Seit Beginn des Streiks am 26. November vorigen Jahres bis zum heutigen Tage habe ich an Unterstützung von der RGO ganze 18 Mark bekommen, ja ich war gezwungen, nur um einige Pfennige in die Hand zu bekommen, mit einer Sammelkiste mit den Kollegen D. Jüngling und P. Ochs betteln zu gehen, da die Bezirksleitung der RGO in Frankfurt entweder nicht den geringsten organisatorischen Einfluß im Wirtschaftsgebiet hat, oder das Geld der 300 Sammelkisten, die sie ausgeben haben will, ist für andere Zwecke verwendet worden. Beides zeigt das wahre Gesicht dieser Organisation. Und ich kann Euch, Kollegen, versichern, daß alle Aktionen der RGO, denen ja jede reelle Grundlage fehlt, scheitern, auch unser Kampf wäre letzten Endes daran gescheitert.

Die RGO ist nicht in der Lage, irgend etwas zu finanzieren, sondern die leitenden Persönlichkeiten, in diesem Falle die Bezirksleitung der RGO, Frankfurt, sowie der Parteisekretär der KPD in Hanau, erklären brutal: „Wenn kein Geld da ist, kann keine ausgeführt werden.“ Trotzdem man vorher immer betonte, daß die Streikenden sowie Genossinnen reichlich unterstützt würden, verweist man sie an das Wohlfahrtsamt, ein Standpunkt, den sich der barmherzigste Inflationsstieber nicht zu eigen gemacht hat.

Im schlimmsten wird sich ja diese verantwortungslose Politik der RGO an den gewagtesten Kollegen aus. Bekommen die selben am Arbeitsamt so schon 8 Wochen nicht gestempelt (bis 4. Februar 1932), so bekommen sie auf dem Wohlfahrtsamt noch nicht einmal ihren vollen Satz, sondern nur Franz und zwei Kindern 10 Mark die Woche, während sie 16 Mark zu beanspruchen haben, und hier wäre es vor allen Dingen moralische Pflicht der RGO, helfend einzugreifen, aber weit gefehlt, man kümmert sich um diese Opfer überhaupt nicht mehr. Ich denke dabei nicht an meine Person, sondern fühle mich heute nach wie vor verantwortlich, in diesem Falle für auf der Strecke gebliebene Kollegen. Man überläßt diese Opfer ihrem Schicksal, während man in anderen Teilen von Deutschland drauflos läßt von einem großen Siege der RGO in Hanau.

Kollegen, ich warne Euch! Solltet Ihr jemals wieder Gelüste verspüren, den Partien der RGO Folge zu leisten, so ruft Euch

Wieder ein RGO-„Sieg“.

In Mainz wurde der große Sieg errungen. Wie die dortige kommunistische „Arbeiter-Zeitung“ berichtet, sind die Arbeiter einer Schellackbleiche unter der glorreichen Führung der RGO und mit einem dreifachen „Rot Front!“ geschlossen in den Streik gezogen. Folgende Forderungen hatte die RGO der Firma unterbreitet:

1. Keinen Pfennig Lohnabzug.
2. Keine Entlassungen mehr, Einstellung der Überstundenarbeit und Kürzung der Arbeitszeit auf 40 Stunden mit vollem Lohnausgleich.
3. Gewährung einer Raum-, Schmutz-, Hitzezulage in der Höhe von 15 Prozent.
4. Eine Fachzulage in Behälter, Pfafen und Särgen von 25 Prozent.
5. Eine Zulage für Ausladen von Waggons in Höhe von 50 Prozent.
6. Unentgeltliche Lieferung eines blauen Anzuges, sowie Handtuch und Seife.
7. Gewährung einer Waschpause von zehn Minuten, der Mühlenarbeiter von 15 Minuten.
8. Bezahlung des vollen Lohnes für Kriegsbeschädigte.

Nicht eine einzige dieser Forderungen konnte durchgesetzt werden. Trotzdem schrieb die kommunistische „Arbeiter-Zeitung“, der Streik sei siegreich beendet worden, die Arbeiter seien mit einem dreifachen „Rot Front!“ wieder in den Betrieb zurückgekehrt. Das Kommunistenblatt schwindelt der Öffentlichkeit vor, sämtliche Forderungen seien bewilligt. Tatsache ist, daß die Firma lediglich eine Raumzulage von drei Pfennig gewährt hat, die in vielen Betrieben schon längst und bei der Firma in Mainz teilweise schon gezahlt wurde. Dazu bedurfte es aber keines Streiks, weil sich die Firma zur Zahlung von drei Pfennig schon vor dem Streik für die ganze Belegschaft bereit erklärt hatte. Alle anderen Forderungen blieben auch durch den Streik unerfüllt.

Außerdem sieht der „neue Tarif“ der RGO einen Lohnabbau von 15 Prozent vor, das ist beim Spitzenlohn eine Senkung von 82 auf 70 Pfennig.

So sehen also die Siege der RGO aus!

KPD für die Harzburger Front gegen die Klassengenossen.

Die „Schwäbische Tagwacht“ vom 19. Januar 1932 schreibt: Am Sonnabend und Sonntag tagte in Stuttgart die Bezirksleitung der KPD Württembergs unter Aufsicht eines Kommissars vom Zentralkomitee, nämlich Walter Ulbricht. Das Ergebnis der Tagung war der einstimmige Beschluß, den Reichstagsabgeordneten Schläffer und den Landtagsabgeordneten Schneck sowie den Stuttgarter Parteisekretär Beilemann von der bezirklichen Leitung der KPD abzubauen.

Die bisherigen Diktatoren der KPD, Bezirk Württemberg, wurden abgesetzt, weil die Württemberger Kommunisten bei den letzten Gemeinderatswahlen zu opportunistisch gewesen sind. In den verschiedensten Orten, wo Aussicht auf Erringung eines Mandats für die Kommunisten nicht vorhanden war, hat die Leitung Unterstützung der sozialdemokratischen Liste empfohlen. Aber gerade darin liegt das Verbrechen der abgesetzten kommunistischen Bezirksleitung. Wörtlich sagt das kommunistische Organ, die „Süddeutsche Arbeiterzeitung“, zur Begründung der Absetzung folgendes:

„Darum war es der Hauptfehler der württembergischen Parteiorganisation im Wahlkampf, daß sie das strategische Hauptfeuer gegen den Nazi-Hitler-Faschismus statt gegen die SPD. und ihre „linken“ Filialen, die SWP. und die Renegaten, richtete.“

KPD mit Hitler zum Volksentscheid. KPD mit Hitler gegen die Arbeiterklasse. KPD mit Hitler für Harzburger Front, für Prinzen, Generale und überhaupt für die Reaktion. Heil Hitler, Heil KPD!

Nahrungsmittel-Industrie

Geschäftsergebnisse aus der Stärkeindustrie.

Aus der Kartoffelstärke-, Stärkezucker- und Stärkeirupindustrie liegen die Geschäftsabstufungen der beiden größten Gesellschaften für das Jahr 1930/31 vor. Es handelt sich um die beiden Firmen vorm. C. A. Köhlmann & Co., jetzt AG., und um die Firma W. A. Scholten. Beide Geschäftsberichte schließen mit dem 31. August 1931 ab. Um es vorweg zu sagen, beide Firmen schließen bei ihrem Geschäftsergebnis im letzten Jahre wesentlich günstiger ab als im vorhergehenden Jahre.

In dem Geschäftsbericht der Firma C. A. Köhlmann & Co., AG., wird zur allgemeinen Lage einleitend folgendes gesagt:

„Der mit rund 47 Millionen Tonnen ermittelte Ertrag der Kartoffelernte von 1930 war der weitest große aller Ernten der Nachkriegszeit; er zeugte bis in den Winter hinein ein reichliches Angebot zu stetig fallenden Preisen. Sie setzten mit etwa 8 1/2 Pf. je Zentner und je Prozent Stärkegehalt frei Fabrik ein und fielen schließlich bis zu 5 Pf. Im Frühjahr trat wieder Erwarten eine Verknappung in Kartoffeln ein.“

Danach kauften die Stärkefabriken die Kartoffeln nach Stärkeprozenten ein. Der Preis für die Kartoffeln, der zu Anfang des Jahres für 1 Prozent Stärkegehalt je Zentner 8 1/2 Pf. betrug, ist im Laufe des Jahres ganz erheblich gesunken; um so rentabler konnten die Stärkefabriken arbeiten. Im Bericht wird dann weiter gesagt, daß die Kartoffeln gegen das Frühjahr knapp geworden seien. Das bedeutete aber für die Stärkeindustrie nicht viel, denn eine Nachkampagne war nicht erforderlich, da die Produkte genügend am Markt waren. Weiter wird dann ausgeführt, daß der Absatz bei

der wirtschaftlichen Depression zusammen. Verluste an Warenforderungen seien daher nicht ausgeblieben. Wörtlich heißt es dann im Bericht weiter:

„Durch den nun nahezu lückenlos vollzogenen Zusammenbruch des Kartoffelstärkeerzeugnisses wird die Erzeugung unserer Fabrikate dem Verbrauch angepasst. Ein den Markt belastendes Überangebot an Ware und das damit verbundene stetig Verluste bringende Abgleiten der Fabrikpreise konnte schon im Laufe dieser Kampagne verhindert werden.“

Die Kontingentierung hat demnach den Unternehmern eine gesicherte Absatzbasis und gesicherte Preise gebracht. Infolge der gesicherten Preise war das Geschäftsergebnis dieser Firma günstiger als im vorhergehenden Jahre. Von dem erzielten Überschuss wurden 401 899 Mark abgeschrieben. Das ist auf das 3 785 000 Mark betragende Aktienkapital eine außerordentlich hohe Summe. Der Bericht sagt, die hohen Abschreibungen seien erforderlich gewesen, weil eine Sonderabschreibung gemacht werden mußte für die Berggerechtfame, die die Firma an der Grube „Humboldt“ besitzt, weil der Braunkohlenbergbau außerordentlich schlecht stehe. Der Geschäftsabschluss wäre also noch wesentlich günstiger gewesen, wenn es sich um eine Gesellschaft gehandelt hätte, die lediglich Stärke erzeugende Betriebe hat. Die Beteiligung im Bergbau und der schlechte Stand dieser Berggerechtfame mußte also von der Stärkeindustrie mit durchgeschleppt werden.

Der Reingewinn der Gesellschaft, die sechs Stärkefabriken und zwei sonstige Betriebe zählt, beträgt 222 524,46 Mark. Es wird eine Dividende auf Stammaktien von 5,5 und auf Vorzugsaktien von 6 Prozent verteilt. Der eigentliche Betriebsüberschuss einschl. der Abschreibungen beträgt über 600 000 Mark. Auf das Aktienkapital verrechnet, wäre das rund 16 Prozent. Im vorigen Jahre erzielte die Firma einen Reingewinn von 200 985 Mark. Die Abschreibungen betragen im vorigen Jahre nur 248 793 Mark. Die Kontingentierung hat also der Firma die Möglichkeit gegeben, daß sie in diesem Jahre viel gewinnbringender arbeiten konnte als im vorigen Jahre.

Ferner liegt uns der Geschäftsbericht der Firma W. A. Scholten, Stärke- und Sirupfabrik AG., zu Brandenburg vor. In diesem Bericht heißt es einleitend:

„Die Durchführung des Zusammenschlusses in unserer Industrie während des abgelaufenen Geschäftsjahres brachte uns die Möglichkeit, unsere Erzeugung dem Bedarfe anzupassen, so daß wir nur mit geringen Beständen in die neue Kampagne gingen. Infolge der großen Kartoffelernte konnten wir endlich

wieder mit Nutzen arbeiten, so daß die Unterbilanz ausgeglichen wurde.“

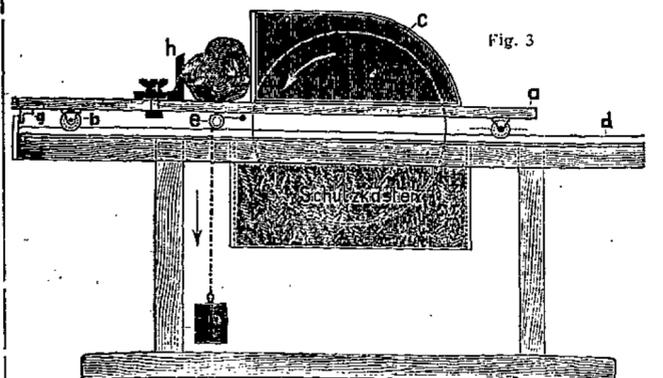
Weiter heißt es dann, die Ungunst der Wirtschaftslage habe den Absatz der Fabrikate erschwert, obwohl sich die Artikel der Firma größter Beliebtheit erfreuen. Auch hier wird also bestätigt, daß die Kontingentierung ein gewinnbringendes Arbeiten ermöglichte.

Die Firma Scholten erzielte einen Reingewinn von 2421,74 Mk. Dieser Reingewinn soll dem neu zu eröffnenden Reservefonds zugeschrieben werden. Im vorigen Jahre hatte diese Firma bei einem Aktienkapital von 2,7 Millionen Mark einen Verlust von 71 835,32 Mk. Aus dem Bericht geht hervor, daß diese Unterbilanz in diesem Jahre ausgeglichen worden ist. Der Gewinn in diesem Jahre beträgt demnach nicht nur 2421,74 Mk., sondern der Verlust vom vorigen Jahre ist auch ausgeglichen. Der eigentliche Gewinn beträgt mithin über 74 000 Mk. Auch diese Firma konnte also im letzten Jahre wesentlich besser arbeiten als im Vorjahre.

Vergleichen wir die beiden Geschäftsberichte, so ergibt sich zunächst, daß zwei große Firmen aus dem gleichen Industriezweig geschäftlich sehr verschieden abschnitten. Die eine Firma verteilte ganz gute Gewinne, sie verteilte auch schon im vorigen Jahre Gewinne, während die andere Firma im vorigen Jahre mit Verlust arbeitete und auch in diesem Jahre keinen Gewinn verteilte. Da muß entweder in der Organisation bei der einen Firma, oder bei dem technischen Stand der Betriebe etwas nicht in Ordnung sein. Rohstoffekauf und Absatz der Produkte sind für beide Firmen gleich. Beide Betriebe aber haben im letzten Jahre wesentlich günstiger gearbeitet als im Vorjahre. Durch die Kontingentierung ist erreicht, daß ein Überangebot auf dem Markt nicht mehr vorhanden war. Jede freie Konkurrenz ist ausgeschaltet. Nur über die Preise bestimmen die Fabrikanten selbst. Diese konnten, wie aus beiden Berichten hervorgeht, gehalten werden. Den Unternehmern sind dadurch Gewinne gesichert. Die Preise sind zwar nicht gesenkt, aber die Löhne für die Arbeiter auch in der Stärkeindustrie sind bereits im vorigen Jahre bedeutend herabgesetzt, und nach der Notverordnung mußten auch die Arbeiter der Stärkeindustrie sich eine neue Lohnherabsetzung gefallen lassen. Alles das nennt man „Behebung der gemeinsamen Not“. Für die Fabrikanten ist die Not behoben, sie können gewinnbringend weiterarbeiten. Für die Arbeiter aber ist die Not bis zur Unerträglichkeit gesteigert, weil sie genau so gut den Lohnabbau bekommen haben wie alle anderen. Das ist das Ergebnis des letzten Jahres für die Arbeitererschaft. E. Senkfeil.

Kreisrägen zum Querschneiden.

Die in Figur 3 dargestellte Kreisräge besteht aus einem vielfach gebräuchlichen Holzgestell, auf dessen beiden oberen Längsbalken je eine Gleitschiene d aus L-Eisen befestigt ist. Auf den Gleitschienen bewegt sich der Vorschubtisch a mittels



der Gleitrollen b. Zur Begrenzung der Fahrlänge des Vorschubtisches ist vorn der Winkelanschlag g angebracht, die Gleitschienen sind hinten nach oben abgebogen.

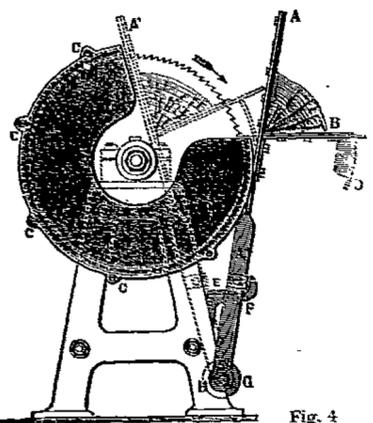
Auf dem Vorschubtisch ist die Schutzhaube c fest aufgeschraubt, die das Sägeblatt vollständig überdeckt, wenn sich der Vorschubtisch in seiner Anfangsstellung, wie in Figur 2 dargestellt, befindet. Auf der vorderen, der geraden Seite ist die Schutzhaube offen und die Seitenbleche sind nach links bzw. rechts im rechten Winkel umgebogen, damit sie einen Anschlag für das zu sägende Holz bilden. Der Vorschubtisch hat in der Mitte einen schmalen Längsschlitz, welcher nach vorn so weit vorgeht, daß das Sägeblatt beim Vorschieben des Vorschubtisches bis zur Endstellung hindurchgeht.

Das Arbeiten an diesen Kreisrägen geschieht derart, daß das Holz genau auf den Vorschubtisch gegen die offene Seite der Schutzhaube gelegt und dann mit dem Vorschubtisch gegen das Sägeblatt gedrückt wird. Die Schutzhaube geht mit dem Vorschubtisch zurück und gibt das Sägeblatt so weit frei, als zum Durchschneiden des Holzes erforderlich ist. Damit nach erfolgtem Durchschnitte der Vorschubtisch von selbst wieder in seine Anfangsstellung zurückgeht und damit auch das Sägeblatt sofort wieder von der Schutzhaube völlig überdeckt wird, ist ein Gegengewicht angebracht, welches über die Rolle e läuft.

Um das Holz nicht gegen die Schutzhaube pressen zu müssen, sondern ihm einen sicheren Anschlag zu verschaffen und damit die Arbeit des Sägens noch sicherer zu gestalten, wendet man mit Vorteil zwei kräftige Anschlagwinkel h an, welche auf beiden Seiten des Schlichtes im Vorschubtisch auf diesen aufgeschraubt sind. Die Winkel sind mit Längsschlitz versehen, damit sie je nach der Dicke der zu schneidenden Hölzer vor oder zurückgestellt werden können. Das Holz wird dann gegen die beiden Anschlagwinkel gelegt und der Vorschubtisch nach vorn gedrückt, wobei das Sägeblatt selbst das Holz sowohl an die Anschlagwinkel als auch gleichzeitig auf den Vorschubtisch preßt.

Der untere Teil des Sägeblattes ist durch einen Schutzkasten aus Holz oder Blech verdeckt, der aber unten offen sein muß, damit das Sägemehl herabfallen kann.

Figur 4 stellt eine Kreisräge mit schwingendem Vorschubschlitten dar. Der Vorschubschlitten ist an zwei Armen A befestigt, welche um die Welle H drehbar sind und beständig durch die in der Büchse G befindliche Feder zurückgeführt werden. Der Hub ist durch den an den Armen befestigten Querstab E begrenzt, der bald gegen den Winkel F, bald gegen das Gestell anstößt. Der untätige Teil des Sägeblattes ist durch zwei mittels Querstückchen c verbundene Gussplatten oder Blechplatten C verdeckt. Ein U-Eisen D ist unter die Auflageplatten B genietet, um den Teil des Sägeblattes zu verdecken, der während des Sägens nach und nach infolge der Winkelverstellung des Vorschubschlittens frei wird.



Schutzvorrichtungen für Kreisrägen.

Von Georg Urban.

Da die Kreisräge nicht nur in reinen Holzbearbeitungsbetrieben, sondern auch in unzähligen anderen Betriebsarten und insbesondere auch in vielen für uns zuständigen Betrieben Verwendung findet und die Kreisrägen zu den gefährlichsten Arbeitsmaschinen gehören, kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß die für Holzrägereien erlassenen besonderen Unfallverhütungsvorschriften gewissenhaft durchgeführt und beachtet werden müssen.

Vielfach werden in den erwähnten Hilfsbetrieben Sägen ohne Spaltkeil und Schutzhaube angetrieben, wodurch die so schon großen Unfallgefahren beim Arbeiten an der Säge noch bedeutend erhöht werden.

Die richtige Beschaffenheit des Spaltkeils und der Schutzhaube ist von allergrößter Bedeutung. Da in Hilfsbetrieben der Kreisräge meist die verschiedensten Aufgaben zufallen, muß nicht nur die Höhenlage der Schutzhaube leicht und sicher verstellbar werden können, sondern die Schutzhaube muß auch in sich, entsprechend den verschiedenen großen Sägeblättern, verstellbar sein.

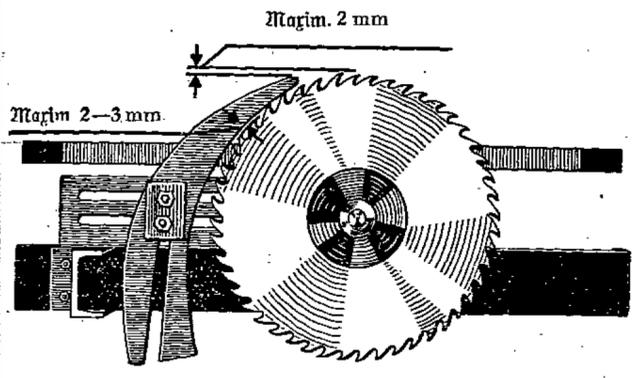
Außer einer zuverlässigen und zweckmäßigen Schutzhaube ist für Kreisrägen auch die Anwendung eines Spaltkeiles unerlässlich.

Der Spaltkeil soll nicht nur das Zusammenklappen des durchschnittenen Holzes hinter dem Sägeblatt verhindern, sondern auch den hinteren, nicht benutzten Teil des Sägeblattes sicher abdecken. Die verlangten Eigenschaften bedingen, daß die dem Sägeblatt zugewandte Kante des Spaltkeiles eine Schneide bildet, über die das durchgeschnittene Holz leicht hinweggeht, ferner, daß die Rückenbreite des Spaltkeiles der Schnittbreite des Sägeblattes nahezu gleichkommt, daß der Spaltkeil stets genau in der Ebene des Sägeblattes steht und für die verschieden großen Sägeblätter verstellbar ist.

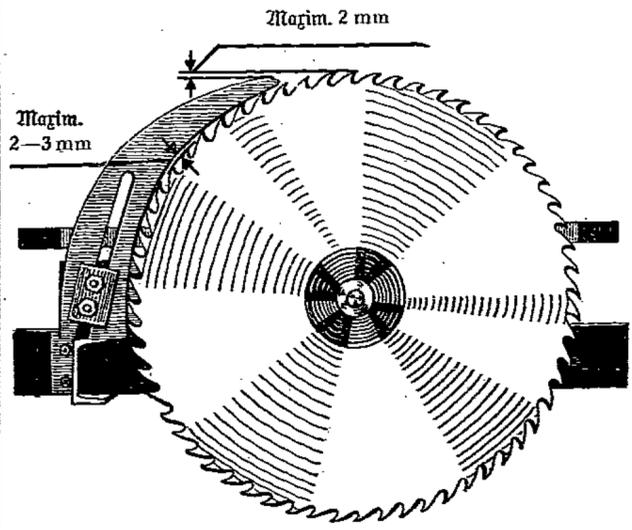
Da die schützende Wirkung des Spaltkeiles von der Einstellung abhängt, wird in folgenden Abbildungen die richtige Einstellung veranschaulicht.

Kreisrägen müssen mit besonders guten Vorrichtungen ausgerüstet sein, die dem Arbeiter gestatten, die Maschine rasch und sicher auszurücken. Die Ausrückung muß gegen zufälliges Wiedereintrücken gesichert sein.

Die zum Schneiden nicht benutzten Teile des Zahnkranzes, auch unter dem Tisch, müssen verdeckt sein.



Spaltkeil für das kleinste Blatt richtig eingestellt.



Spaltkeil für das größte Blatt richtig eingestellt.

Die gesellschaftliche Arbeit in Planlosigkeit und Planmäßigkeit.

(Schluß.)

Hätten wir die der heutigen technischen Entwicklungstufe angepaßten sozialistischen Formen des Eigentums an den Produktionsmitteln, dann würde die Arbeit auch noch immer die Grundlage der Gesellschaft sein, wie sie es von Anfang an gewesen ist, aber sie wäre von der Allgemeinheit wieder planmäßig, wieder im voraus auf den Verbrauch eingerichtet. Der Verbrauch selbst, dann viel reicher als heute, wäre durch die Erfahrung, durch Statistiken und die vollkommensten Einrichtungen im voraus erforscht, und die Arbeit wäre in allen Zweigen darauf zugeschnitten.

Die Krangenschaften der Wissenschaft und Technik würden es möglich machen, die täglich notwendige Arbeit auf ein Zeitmaß, das sicher erfreulicher als das heutige wäre, festzusetzen. Keiner würde als Drohne von der Arbeit anderer leben, alle Arbeitsfähigen würden mitarbeiten. Aber für alle würden Zeit und Gelegenheit übrig sein, um daneben noch nach Anlage und Belieben die geistigen und künstlerischen Fähigkeiten zu fördern, die mehr oder weniger in jedem Menschen schlummern. Daß ein solcher Zustand möglich wäre, dafür hat das Jahrzehnt nach dem Weltkrieg, das überall ein Wachstum der landwirtschaftlichen und industriellen Produktionsergiebigkeit noch auf 40 bis 50 v. H. gegenüber der Vorkriegszeit hervorbrachte, die volle materielle Möglichkeit geschaffen.

Sollte durch eine sozialistische Organisation der Arbeit das Leben nicht mehr lebenswert als heute sein? Sollte unter einem so gefunden, normalen Lebenszustand auch die durchschnittliche normale Lebensdauer, die schon im Laufe der letzten fünfzig Jahre bei uns in Deutschland um ein paar Jahrzehnte zugenommen hat, sich nicht noch weiter steigern? Sollten Gesundheit, Kraft und geistige Frische dann nicht durchschnittlich bei jedem ein paar Jahrzehnte länger dauern als heute? Sollten die Menschen nicht noch länger leben und arbeiten können? Sollten die Menschen nicht noch länger leben und arbeiten können? Sollten die Menschen nicht noch länger leben und arbeiten können?

Und muß nicht, an alledem gemessen, einem jeden der heutige Zustand als eine noch sehr un sinnige „Ordnung“ der Gesellschaft erscheinen — eine Ordnung, die den überschüssigen Reichtum un sinnig durch einzelne verpraßelt, eine Ordnung, die gerade die großen Massen, die durch ihre Arbeit alles erschaffen — alles: Wohlleben für die Besitzenden, Gehaltsmöglichkeiten für Richter, Pastoren und Professoren —, die gerade diese Massen von dem Reichtum, den sie erschaffen, fast völlig ausschließt! Die diese Massen, die zur Schaffung gerechter verteilter Reichtums befähigt sind, der allen zugute käme, an diese Aufgabe gar nicht heranläßt! Die statt dessen diese Massen entbehren läßt, und dann am meisten, wenn Nahrung bergeshoch in den Magazinen lagert und verderben muß!

Eine schöne Ordnung, die die Menschen schlecht bekleiden läßt, wenn die Kleidermassen nicht abgesetzt werden können! Die die Arbeiter zu der Kunst erzieht, schöne Häuser und Paläste bauen zu können, und ihnen selbst oftmals kaum ein Dach über den Kopf gibt oder sie in überfüllte Räume pfercht!

Haben wir nicht die Obdachlosenapfel, in denen Tausende unter Verhältnissen hausen, für die das Wort menschenunwürdig zu schwach ist? Sehen wir nicht die großen Wohnungen so mancher, die wenig Sorgen haben, fast das ganze Jahr leerstehen, während in Fabrikvierteln, Großstädten, aber auch auf dem Lande schwärzige Quartiere bis unter das Dach vollgepfropft sind — enge Klaffen, die nach Armut riechen?

Hat man nicht in den Zeitungen gelesen, daß drüben in Amerika Getreide verfault oder ins Meer versenkt wurde, während in Europa, in Rußland und in China Hunderttausende verhungerten und auch in Deutschland für billiges Brot nicht geforgt wird?

In der „christlichen“ Weltordnung gibt es von amtlichen Stellen, von Missionen und Hilfswerken die erschütterndsten Berichte, daß überall in der Welt Tausende nicht nur hungern, sondern rettungslos sterben, und diese Welt bringt es nicht zustande, die furchtbaren Dinge, die aus Mangel an Nahrung geschehen, zu bannen. Während der amerikanischen Weizen aus Rekordmengen nicht abzuwecken ist, hungern Millionen von Menschen.

Getreide prompt zu bezahlen, — oder weil das System es nicht zuläßt, amerikanisches Getreide überhaupt heranzuschaffen.

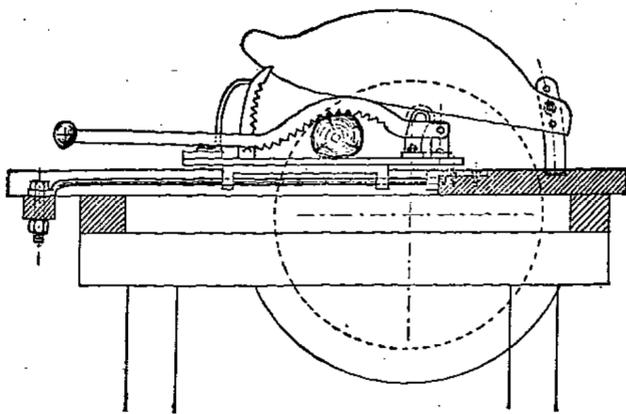
Es widerspricht aller wirtschaftlichen Vernunft, wenn ein System es für geboten macht, bei gutem Ausfall einer Kaffeenernte Tausende von Jentnern Kaffee ins Meer zu versenken! Es widerspricht aller wirtschaftlichen Vernunft, wenn ein System es mit sich bringt, daß tausende Menschen aus Mangel an Nahrung, Kinder aus Mangel an Milch sterben, und in anderen Teilen der Welt werden große Rinderherden abgeschlachtet, deren Fleisch man nur zu Seife verarbeitet! Es widerspricht aller wirtschaftlichen Vernunft, bei einem System zu verharren, unter dem bei gutem Ausfall einer Weizenernte der Weizen, nach dem Länder hungern, auf den Feldern Südamerikas in den Lokomobilen verheizt wird! Mühlen mahlen heute Korn im Überfluß, aber Millionen darben. Die Tische der Reichen zeigen auch in der Krise nichts von Not, aber Mütter sichten in millionenfacher Zahl, weil ihre Kinder unter unserem verrückten Wirtschaftssystem nicht mehr satt werden! Kohlenhalden türmen sich zum Himmel, Eisen-, Holz-, Stein- und Sauerarbeiter, Zucker und Textilarbeiter, alles ist genug vorhanden — aber zwischen alledem und dem Volk liegt ein trennendes Grundhindernis: das System. Und so weiß man nicht, was man mit den Erzeugnissen anfangen soll!

Das Statistische Reichsamt ermittelte, daß noch im Jahre 1930 90 v. H. aller Einkommen in Deutschland unter 1800 Mk. lagen. Aus wie spärlichen Mitteln wird erst jetzt, nach dem großen Abbau aller Löhne und Gehälter, der überwiegende Teil der Erwerbsfähigen den Lebensunterhalt bestreiten müssen!

Es ist nicht zu verwundern, daß die „Ordnung“ des kapitalistischen Systems die strebende Mehrheit der Menschen nicht zufriedenstellt, daß sie sich auch nichts weismachen lassen will vom christlicherseits jetzt ausgefohenen Ruf nach Wiederherstellung der freien Konkurrenz und der persönlichen Verantwortung eines freien, nicht mehr kartellmäßig behinderten Unternehmertums und wie die bürgerlichen Lockworte heute wieder heißen, sondern daß sie ein neues Ordnungswerk mit Anwendung von sozialistischen Grundrissen auf die Zeit erbauen will. Daß sie dieses Werk schließlich schafft — das ist ihr an-

Jede Fabrik für Holzbearbeitungsmaschinen baut Kreis- sägen zum Querschneiden mit schwingendem Vorschubschlitten. Bei Bezug ist darauf zu achten, daß das Sägeblatt in aus- reichender Weise überdeckt ist.

Die nachstehend gezeigte, patentfamlich geschützte Siche- rung, die von der Firma Krimmel & Co., Wetter a. d. Ruhr, hergestellt wird, läßt ohne weiteres ihre Wirkungsweise für Kreis- sägen mit festem Tisch erkennen.



Das Schneidegut wird durch die gezahnten und jangen- mäßig wirkenden Hebelarme auf beiden Seiten vom Sägeblatt umfaßt und beim Schnitt, wie auch nachher, unverrückbar fest- gehalten. Das Gut wird auf dem beweglichen Schlitten der Säge zu- und von derselben wieder weggeführt, wodurch jeder Zugriff im Bereiche der Säge hinfällig geworden ist.

Jugendbewegung.

Nacht- und Sonntagsarbeit Jugendlicher in der Glasindustrie.

In Abweichung von den Vorschriften der Gewerbeordnung ge- währt eine besondere Verordnung über die Beschäftigung jugend- licher und weiblicher Arbeitskräfte in der Glasindustrie dieser Industrie das Ausnahmerecht, männliche jugendliche Arbeiter unter 16 Jahren unter besonderen Voraussetzungen in Nachtschicht und während der Sonn- und Festtage zu beschäftigen. Die Geltungs- dauer dieser Verordnung läuft bis zum 31. März 1932; die Reichs- regierung mußte also eine Verlängerung beschließen, wenn sie nicht den vollständigen Wegfall der darin enthaltenen Regelung will. Solch vollständiger Wegfall liegt aber nicht im Interesse der in der Glasindustrie beschäftigten Arbeiter, da die Verordnung auch eine Anzahl wichtiger Beschäftigungsverbote bzw. -beschränkungen für jugendliche und weibliche Arbeitnehmer bei bestimmten Arbeiten in der Glasindustrie enthält. Die Gewerkschaften haben deshalb beim Reichsarbeitsministerium die Forderung erhoben, daß die Ver- ordnung an sich zu erneuern sei, daß aber die Ausnahmeregelung betreffend Nacht- und Sonntagsarbeit der unter 16 Jahre alten Jugendlichen in Wegfall kommen müsse. Der Keramische Bund (die im Verband der Fabrikarbeiter Deutschlands für die Glasindustrie zuständige Abteilung) hat dem Reichsarbeitsministerium reichhaltiges Material übermittelt, aus dem hervorgeht, daß die geringfügige Inanspruchnahme der Ausnahmeregelung durch die Glasindustrie ihre Übertragbarkeit beweise und daß auch evtl. Rücksichten auf die Arbeitsverhältnisse im Ausland der Befreiung der Nacht- und Sonntagsarbeit für Jugendliche nicht im Wege stehen. In den für die deutsche Glasindustrie besonders in Betracht kommenden Kon- kurrenzländern ist, wie nachgewiesen wird, Nacht- und Sonntags- arbeit für Jugendliche nicht zulässig.

Bei der gegenwärtigen Arbeitsmarktlage wird es keinem Be- triebe schwerfallen, für notwendige Nacht- oder Sonntagsarbeit über 16 Jahre alte Arbeiter zu bekommen. Es muß deshalb erwartet werden, daß die Reichsregierung jetzt endlich mit dem Überbleibsel einer längst vergangenen Zeit auftrumpft.

Der junge Schiffer.

Vork blüht ein Schiff die Segel,
frisch lauft hinein der Wind!
Der Anker wird gelichtet,
das Steuer flugs gerichtet,
nun flieg's hinaus geschwind.

Ein kühner Wasservogel
kreist grügend um den Mast,
die Sonne brennt herunter,
manch Fischlein, blank und munter,
umguckt heck den Gaff.

Wär gern hineingesprungen,
da draußen ist mein Reich!
Ich bin ja jung von Jahren,
da ist's mir nur ums Fahren,
wohin? das gilt mir gleich!

Friedrich Hebbel.

Genossenschaftsbewegung.

Nationalsozialistische Konsumvereinsfeinde.

In Freiburg (Breisgau) kreibt seit einem Vierteljahr ein nationalsozialistisches Blattchen „Der Alemanne“ sein Un- wesen. Die sehr talentlose Schriftleitung fiel vom ersten Tage an über alles her, was nicht ihres Geistes war; schon die erste Nummer verfiel wegen Verleumdung der Polizei der Beschlagnahme. Von verschiedenen Seiten sind Klagen gegen das Blatt angestrengt worden.

Zu den U-fern der kreisförmigen Schriftleitung gehört programm- mäßig auch der Lebensbedürfnis- und Produktiv- Verein Freiburg (Breisgau). Er wurde als der „rote“ Verein und als der „kanakrote Konsumverein des Herrn Obermaier“ bezeichnet. Die Leitung des Vereins greift zu dem in solchen Fällen angebrachten Mittel: sie erwirkte beim Gericht folgende einstweilige Verfügung gegen den national- sozialistischen „Führer-Verlag, G. m. b. H.“ bzw. dessen Geschäftsführer und gegen den Redakteur Dr. Herber:

„Den Antragsgegner wird verboten, zu behaupten und zu verbreiten, die Antragsgegnerin sei „rot“ oder „kanakrot“.“

Für jeden Fall der Zwangsverhaftung ist von jedem der Antragsgegner eine Geldstrafe von 1000 Mk., an deren Stelle im Falle der Unbereitschaft eine Haftstrafe von einem Monat tritt, zu zahlen.

Die Antragsgegner haben die Kosten des Verfahrens als Gesamtschuldner zu tragen.

Dem Urteil lag eine eidesstattliche Versicherung des Geschäftsführers Obermaier zugrunde, daß die rund 13 700 Mitglieder des Konsumvereins allen Volksschichten ange- hören, und daß eine Beziehung des Vereins zur Sozial-

Berichte aus den Zahlstellen.

Freiburg i. S. In der Generalversammlung am 16. Januar 1932 sprach der Verbandsvorsitzende, Kollege Thiemig (Hannover), über „Gewerkschaftliche Aufgaben in der Jetztzeit“. Redner schilderte zunächst die Rückschläge, die die Gewerkschaften durch die Inflation und die dauernden Krisen erlitten hätten, und stellte fest, daß trotz allen Anstürmen die Gewerkschaftsfront gehalten werden konnte. Kollege Thiemig wies auf die unheilvollen Wirkungen der Zerplitterung der Arbeiterschaft hin, durch die der Widerstand gegen die Krisen- erscheinungen und gegen die Unternehmerforderungen erschwert wird. Ferner betonte er die schwere Belastung der Wirtschaft, und nicht zum wenigsten der Arbeiterschaft durch die Reparations- verpflichtungen, deren Ungerechtigkeit die Gewerkschaften immer wieder betonen. Die Lage der Arbeiterschaft wäre aber noch un- vergleichlich schlechter, wenn die Gewerkschaften nicht unermülich für den Aufbau der Sozialversicherungen, des Krisenwehens und des Arbeiterschutzes gekämpft hätten. Unsere weiteren, gerade gegen- wärtig so wichtigen Forderungen in der Frage der Löhne und Preise, der Arbeitszeit und Arbeitsbeschaffung können wir aber nur dann erfolgreich verfechten, wenn wir alle Kräfte daransehen, unsere Organisation so zu stärken und auszubauen, daß sie für die

Nationalsozialistische Kapitalistentruppe.

In der Reichstags Sitzung vom 9. Dezember 1930 stimmte die nationalsozialistische Fraktion geschlossen gegen folgende Anträge:

1. Alle Vermögen über 500 000 Mark werden einer einmaligen Steuer von 20 v. H. unterworfen.
2. Alle Dividenden und sonstigen ausgeschütteten Gewinne bei gewerblichen Unternehmungen werden einer Steuer in Höhe von 20 v. H. der Ausschüttung unterworfen.
3. Alle Aufsichtsratsstämien und ähnlichen Vergütungen unterliegen einer Sondersteuer in Höhe von 20 v. H.
4. Alle Einkommen über 50 000 Mark werden mit einer Sondersteuer in Höhe von 20 v. H. jährlich belegt.

Mit Hilfe der Nationalsozialisten wurden diese Anträge mit 319 gegen 197 Stimmen abgelehnt.

Für die Anträge stimmten (neben der KPD.) nur die Sozialdemokraten. Hätten die Nationalsozialisten für die Anträge gestimmt, so wären sie mit 304 gegen 212 Stimmen angenommen worden.

kommenden Auseinandersetzungen gerüstet ist. Nach diesem mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag erstattete Kollege Lempe den Geschäftsbericht, aus dem hervorging, daß die Wirtschaftskrise auch die Zahlstelle Freiburg stark in Mitleidenschaft gezogen hat. In verschiedenen Industriegruppen sind die Löhne unter den Stand von 1927 gesenkt worden. Die Arbeitgeber sind damit noch nicht zufrieden und versuchen die Löhne noch unter die in der Not- verordnung festgelegten zu senken. Um weitere Entlassungen zu vermeiden, hat sich die Arbeiterschaft in einzelnen Betrieben des Zahlstellenbereiches bereit erklärt, die Arbeitszeit auf 42 bzw. auf 40 Stunden herabzusetzen. Die Porzellanfabrik Kahla in Freiburg ist stillgelegt worden. An 916 Mitglieder sind Weihnachtsbeihilfen in Höhe von 3 und 5 Mk. aus lokalen Mitteln gezahlt worden. Aus dem Kassenbericht des Kollegen Pehold ist zu entnehmen: Im 4. Quartal 1931 mußten 80 Prozent der Einnahmen der Haupt- kasse an Unterstützungen an die Mitglieder zurückgezahlt werden, und zwar an Arbeitslose 11 797,85 Mk., an Kranke 3381,30 Mk. und an Invaliden 4069,35 Mk. Aus lokalen Mitteln wurde im letzten Quartal für unsere arbeitslosen Mitglieder eine Weihnachts- beihilfe von 4411 Mk. gezahlt. Die Jahresabrechnung ist trotz der Krise nicht ungenügend. Im Jahresdurchschnitt wurden 61 Prozent der Einnahmen an Unterstützungen an die Mitglieder zurückgezahlt. Die Tätigkeit der Ortsverwaltung wurde allseitig anerkannt, und die alten Verwaltungsmittelglieder, Delegierten und Branchenleitungen einstimmig wiedergewählt.

Fr. Langfelner.

Und formt sich mir ein neues Sein,
menn mich der Tod hat überwunden;
als Proletarier geh' ich ein
in jene Welt, die ich empfanden!

Homburg (Züederrhein). Friß Kirchoffs letzte Fahrt. Vor einem Jahre konnten wir an dieser Stelle auf die vierzigjährige organisatorische Mitgliedschaft unseres Mitkämpfers hinweisen. Nun ist er nicht mehr unter uns. Schnitter Tod hat Friß Kirchoff aus unserer Mitte geholt, und uns blieb die traurige Pflicht, ihn zu der Stätte seines ewigen Schlafes zu begleiten.

Ein Beweis, welch ein großes Maß von Wertschätzung sich Friß Kirchoff weit über die Kreise seiner eigenen Gefinnungsfreunde und Mitarbeiter hinaus zu Lebzeiten erworben hat, war die endlose Reihe Leidtragender, die ihm die letzte Ehre erwiesen. Die Arbeiter-Samariter- Kolonne, deren Mitbegründer er war, Reichsbanner, Partei und Gewerkschaft sowie die Vertreter der Be- hörden, des Stadtvorordnetenkollegiums, dem der Ent- schlafene 12 Jahre angehörte, Vertreter der einzelnen Fraktionen, Freunde und Nachbarn umsäumten die letzte Ruhestätte des Entschlafenen. Kollege Lembrecht zeichnete aus dem reichen Leben dieses Streikers für das Proletariat ein Bild, leuchtend vom Idealismus des lieben Toten. Mit Recht konnte Kollege L. betonen, daß hinter dem Namen Friß Kirchoff nie das Wort Gegner, sondern nur das Wort Mitarbeiter zu finden sein wird. Bekräftigt wurden diese Ausführungen durch die Nach- richte der Vertreter der verschiedensten Organisationen, die prachtvolle Kränze als letztes Angebinde am Grabe niederlegten. Gejangsvorträge der Freien Sänger- Vereinigung wie auch die Darbietungen der Reichsbanner- kapelle umrahmten die Trauerfeier, die bei uns das Gelobnis anlöste, wie der verstorbene Friß Kirchoff mit heißem Herzen und unerschütterlicher Treue allen Wider- wartigkeiten und Hemmnissen zum Trotz für das Prole- tariat, für den Sozialismus zu streiten, damit alsbald die Morgenröte des Sozialismus sichtbar werde.

Leipzig. Jahresbericht. Am 22. Januar 1932 fand im Volkshaus die Generalversammlung der Zahlstelle statt. Den Geschäftsbericht erstattete Kollege Schumann. Das Jahr 1931 war ein Notverordnungs- und Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit und Lohn- abbau kennzeichnend. In unserer Zahlstelle sind fast 40 Prozent der Mitglieder arbeitslos. Infolge der verheerenden Krise konnten die Pläne der Unternehmer teilweise Wirklichkeit werden, nicht aus eigener Machtvollkommenheit. Die Behörden, vom Schlichter bis zum Arbeitsminister und Reichskanzler, standen dem Unternehmertum bei, aber auch die unsinnige Spaltungspolitik brachte dem Unternehmertum Hilfe. Der durch die 4. Notverord- nung diktierte Lohnabbau stellt wohl das Höchstmäß dessen dar, was bis jetzt der Arbeiterschaft geboten wurde. Kollege Schumann ging dann des näheren auf die Vorwürfe unserer Gegner ein, die Gewerkschaften hätten nichts für die Arbeiterklasse getan. Er erinnerte an die Schaffung kollektiver Arbeitsverträge, Urlaubs- bestimmungen, Tariflohn, Betriebsrätewesen, Mitwirkung an öffent- lich rechtlichen Körperschaften, Arbeitsrichter usw. Alles das sind Erfolge, die der gesamten Arbeiterschaft zum Vorteil gereichen. Für ihre Mitglieder konnten die Gewerkschaften durch die solida- rische Verbundenheit ihrer Mitglieder Barunterstützungen gewähren. Das wissen die aus dem Arbeitsprozeß hinausgestoßenen am besten. Und was haben diejenigen getan, die uns fortwährend mit Schmutz bewerfen? Durch ihre Spaltungspolitik, durch Verleumdung der Funktionäre der Gewerkschaften zerstörten sie die Schlagkraft der Arbeiterschaft im allgemeinen und treiben damit einen großen Teil ins Lager des Indifferentismus. Erfolge für die Arbeiterschaft haben sie noch keine aufzuweisen. Durch ihr Verhalten haben nur die Arbeitgeber bis jetzt Vorteile geholt. Innerhalb der Zahlstelle wurden im Laufe des Jahres 34 Mitglieder verjam- lung mit Vorträgen abgehalten; außerdem 193 Betriebs- versammlungen und 343 Sitzungen. Fast jede Woche hatten wir Verhandlungen mit dem Gewerbeaufsichtsamt wegen Stilllegungen von Betrieben. Insgesamt wurden 101 Klagen vor dem Arbeits- gericht, Landesarbeitsgericht, Spruchauschuß und Amtsgericht ver- treten, davon 57 mit vollem Erfolg, 28 mit teilweisem und 18 ohne Erfolg. Die Beschäftigung ist am katastrophalsten in der Gruppe Grobhera mit zurückgegangen. Nur wenige Arbeiter konnten hier im Laufe des Jahres untergebracht werden. In der chemischen Industrie sind 32 Prozent unserer Mitglieder arbeitslos. Von den übrigen arbeiteten 32 Prozent verkürzt und nur 12 Prozent voll. — Kollege Heinrich, der den Kassenbericht gab, konnte an Hand von Zahlen die vom Vorredner als Vorteile herausgehobenen Darstellungen beweisen. In Arbeitslosen- und Krankenunterstützung sowie für die Invalidenmitglieder wurden im Jahre 1931 147 467,79 Mk. ausbezahlt; außerdem für Streik- und Gemäßregelunterstützung 12 661,55 Mk. 1700 Mitglieder konnten wir durch Überreichung einer Weihnachtshilfe erfreuen. Die dazu benötigte Summe betrug 9500 Mk. — In der Diskussion wurde an den Arbeiten der Zahlstelle nichts bemängelt, dagegen wurde lebhaft gegen die 4. Notverordnung und den damit verbundenen Lohnabbau Stellung genommen. — Das Schlusswort benutzte Kollege Schu- mann, um den oppositionellen Rednern zu zeigen, daß man an den gegebenen Tatsachen und den zur Zeit bestehenden wirtschaft- lichen Verhältnissen nicht vorübergehen kann. Die immer gepredigte Einheitsfront könnten wir längst haben, wenn nicht immer von der Gegenseite Mißtrauen in die breite Masse getragen würde. — Daß die Zahlstellenverwaltung zur Zufriedenheit der Mitglieder ge- arbeitet hatte, zeigte die einstimmige Wiederwahl derselben. F. M.

Rheinfelden. Schlägt den Faschismus, wo ihr ihn freß! Mit diesem Schlagwort gehen die wilden Männer der KPD. und der RÖD. täglich hausieren. Wie aber die praktische Arbeit dieser politischen Harfardente aussieht, beweist nachfolgendes Vorkommnis: Weil sich der freigewerkschaftliche Arbeiterrat vor- sitzende vom Degussa-Werk Rheinfelden in einer Betriebsversam- lung nicht vor den politischen KPD.-Karren der Verdummungs- politik spannen ließ, meinte der RÖD.-Hauptling Weßlin, einen Amtsenthebungsantrag gegen den „Reformisten“ beim Arbeitsgericht beantragen zu sollen. So viel wußte er, daß er dazu ein Viertel Stimmen der Belegschaft beim Arbeitsgericht benötigt. Da nun trotz terrormäßigen Stimmeneintreibens nur 6 Prozent der Beleg- schaft auf diese Amtsenthebungslisten zeichnete, also genau ein Drittel seiner Wähler nach dem letzten Wahlergebnis, versuchte der RÖD.-Hauptling mit den im Werk beschäftigten Nazis ein Bündnis zu schließen. Die Nazis sollten entweder auf der RÖD.-Liste unterzeichnen oder eine eigene Liste nach Muster der RÖD. zirkulieren lassen, um ein Viertel der Belegschaft gegen den „Reformisten“ auf die Beine zu bringen. Aber selbst den Nazis, die sich ja sonst in den Kampfmethoden von der KPD. und RÖD. nicht unterscheiden, wenn es gegen Gewerkschaft und Sozialismus geht, war dieses RÖD.-Theater zu dumm. Das nennt nun die Moskauer Richtung Kampf dem Faschismus und dem Kapitalismus. Im Kampf gegen das einzige starke Bollwerk der Arbeiterbewegung ist den Nazis alles recht. Wie jagte doch Teddy Thälmann auf einem Kongreß in Moskau: „Im Kampf gegen die deutsche Sozial- demokratie vergaßen wir den Kapitalismus!“ Hier vollzieht sich die Sache praktisch. Aber solche Leute führen täglich das Wort Ein- heitsfront hundertmal im Mund. In großmäuliger Art druckte man Handzettel überflüssiger Art, die demagen von Lügen und Ver- leumdungen frohten, daß sich die RÖD.-Helden nicht getrauten, einen Namen darunter zu setzen. Unter anderem wurde in diesen Handzetteln auch behauptet, 80 Prozent der Belegschaft fordern den Rücktritt des reformistischen Betriebsrates. Wo bleiben die 80 Pro- zent auf den Einzugslisten? Klarer und deutlicher konnte die Antwort der Belegschaft nicht ausfallen, die sie durch Unterschrifts- verweigerung diesen Phrasen ertheilte. G.

Verbandsnachrichten.

Ausgeschlossen

wurden auf Grund des § 14 Ziffer 3a und d in Verbindung mit § 14 Ziffer 5 des Statuts das bisherige Mitglied der Zahlstelle Ucker- münde: Arthur Sauter, Mitgl.-Nr. S II 285 771; auf Grund des § 14 Ziffer 3a in Verbindung mit § 14 Ziffer 5 des Statuts die bisherigen Mitglieder der Zahlstellen: Krenskoffin: Wilhelm Witte, Mitgl.-Nr. S II 544 816; Eilenburg: Friß Hoffmann, Mitgl.-Nr. 919 325; Otto Firichfeldt, Mitgl.-Nr. 1 144 588.

Literarisches.

„Sozialer Ratgeber“ von August Karsten, M. d. R. 6. Auflage, 256 Seiten. Die 6. Auflage des „Sozialen Ratgebers“ ist erschienen. Das Werk berücksichtigt alle einschlägigen Gesetzesgebiete nach dem neuesten Stand, behandelt sehr eingehend die Fragen der Mitgliedschaft, Beiträge, Ansprüche und Verfahren auf allen Gebieten der Sozialversicherung, Versorgung und der Forderung. Es enthält im übrigen auch die wichtigsten Pflichten- und Übertragungsbestimmungen für Renten- bezüge und Etenstragen für Sozialrentner. Der Preis beträgt im Einzelverkauf 2 Mk., beim Bezug von mindestens 10 Exemplaren 1,60 Mk. Der Versand erfolgt entweder gegen Nachnahme oder gegen Voranlieferung des Betrages an die Ver- waltung des Zentralverbandes der Arbeitsschweren und Witwen Deutsch- lands, G. m. b. H., Berlin-Edgöberger, Kaiser-Friedrich-Str. 9, Kontonummer 420 38.

„Jünger Jugendfeier“ von August Karsten, M. d. R. 6. Auflage, 256 Seiten. Von Walter Eichhab, Berlin 1932, 64 Seiten, Preis 1 Mk., Organisationspreis 75 Pf. Verlagsverlag des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Berlin S 14, Inselstraße 10. In der Schriftenreihe „Material für die Jugendleiter der Gewerkschaften“ hat Walter Eichhab eine neue Schrift folgen lassen. Das Buch „Jünger Jugendfeier“ enthält viele Hinweise und Anregungen für Unterhaltungsabende der Jugendgruppen. Besondere Absichten sind auch der Werberarbeit und den Werbe- veranstaltungen, wie „Inseren Feste und Feiern“ gewidmet. Programmvorläufige Inhaltsverzeichnis Kapitel ab. Nach Literaturlisten über Jugendspiele und Sprech- stücke, Hinweise auf Materialsammlungen und auf Jugendheime enthält das Heft.

„Sport und Arbeiterport“. In der großen Front der Arbeiterbewegung markiert der Arbeiterport. Seine Erfindung und seine Aufgaben sind unlösbar verbunden mit der freigewerkschaftlichen, der politischen und der kulturellen Arbeiterbewegung. Aber die Zusammenhänge zwischen Politik und Sport unter- richtet ein Buch, das jetzt bei der Buchverlagsanstalt, Berlin SW 61, Dreißend- straße 5, zum Preise von 3 Mark erschienen ist: „Sport und Arbeiterport“ von Helmut Wagner. Der Verfasser zeigt die Entwicklungslinie vom antiken Sport bis zum Sport der Gegenwart, das Werden des Arbeiterports und seine Aufgaben. Das mit vielen Photographien angefüllte Buch wird dazu beitragen, die Klaffen

Chemische Industrie

Eine Konferenz der mitteldeutschen Papier-, Chemie- und Summiarbeiter

fand am 17. Januar im „Volkspark“ in Halle an der Saale statt. Verhandlungsgegenstand war: „Die Lohnregelung gemäß der Notverordnung.“

Gauleiter Schneider (Erfurt) schilderte in seinem Referat die Entwicklung des Tarifwesens, er betonte die Schwierigkeiten, die sich in der Vorkriegszeit der gewerkschaftlichen Arbeit entgegenstellten und wies auf die erfolgreiche Tätigkeit der Gewerkschaften hin, auf die wir auch heute noch stolz sein können. Dann erläuterte der Referent die Gründe, die die Regierung bestimmten, der Lohnsenkungspolitik der Unternehmer ihre tatkräftige Unterstützung zu leisten, und machte auf die verderbliche Wirkung der besonders von der RWD. betriebenen Zersplitterung der Arbeiterschaft aufmerksam. Obwohl der Lohnabbau in der vierten Notverordnung nicht zwingend vorgeschrieben sei, was wir bei den Verhandlungen mit den Arbeitgebern der chemischen Industrie zum Ausdruck gebracht und was auch vom Schlichter bei den Verhandlungen bestätigt wurde, hätten die Unternehmer den Lohnabbau in voller Höhe gefordert. Die Lohnsenkung wurde vom Schlichter festgesetzt, trotzdem habe der „Klassenkampf“ in Halle, das Organ der Kommunisten, geschrieben, der Lohnabbau für die Chemiearbeiter sei eine Vereinbarung der Gewerkschaften mit den Unternehmern, also Verrat durch die Gewerkschaftsbürokratie. Anders lagen die Verhältnisse in der Papierindustrie. Hier hatten wir bei Erlaß der Notverordnung keinen Vertrag. Ganz deutlich zeige uns die Lage bei der Papierindustrie, daß es gegenwärtig nur darauf ankomme, die Kraft der Organisation zu stärken. Wir glauben an die Kraft der freien Gewerkschaften und sind überzeugt, daß wir trotz aller Widerstände siegreich aus dem Kampfe hervorgehen werden.

Rebiger, Meier, Bassamer und Fuch kritisierten Schneiders Ausführungen, sie sprachen von Massenkampf, von „Auf-die-Straße-gehen“. Meier verlas eine Resolution im gleichen Sinne.

In seinem Schlußwort ging Schneider auf die einzelnen Diskussionsredner ein. Nach wie vor werden wir den Kampf auch in der Zukunft erfolgreich zu führen wissen. Die Versammlungen gaben ihren Willen in einer von den Kollegen Tolski-Schneider vorgelegten Entschließung kund, die gegen 8 Stimmen angenommen wurde.

In der Entschließung wurde scharf gegen die Lohnsenkungen Stellung genommen und darauf hingewiesen, daß die Lebenshaltung der Arbeiterschaft durch die neue Einkommensminderung in unerträglicher Weise verschlechtert werde. Es wurde gefordert, daß die Regierung die versprochene Preissenkung möglichst schnell durchführe und durch Arbeitsbeschaffung die Arbeitslosigkeit einzudämmen suche.

Die Konferenz schloß mit dem Ausdruck des Willens, die Gewerkschaften unablässig zu stärken und auszubauen. E. Gaud.

Papier-Industrie

Eine sonderbare Kalkulation!

Technischer Fortschritt führt zur Verteuerung.

Um der Öffentlichkeit die Notlage der deutschen Packpapierindustrie zu demonstrieren, veröffentlicht „zn.“ in Nr. 4 des „Wochenblattes für Papierfabrikation“, Jahrgang 1932, einen Artikel über: „Heutige Gesehungskosten von viel verwandten Packpapieren“. Die Kalkulation in diesem Artikel sieht so aus:

Gesehungskosten für Packpapiere	Verkaufspreis in Mark je 100 Kilogramm			
	20 Mk.		18 Mk.	
	Mk.	%	Mk.	%
Anteil an den Gesehungskosten in Kohlen, Holz, Rohstoffe, Materialien, Chemikalien usw. f. d. Fertigfabrikat	10,—	50,0	10,—	55,5
Löhne, Gehälter, Verwaltungskosten, Steuern, Provisionen usw.	7,25	36,2	7,25	40,2
Gebäude- und Inventarunterhaltung	1,—	5,0	1,—	5,5
Durchschnittsfracht für das Fabrikat	2,50	12,5	2,50	13,9
insgesamt:	20,75	103,7	20,75	115,1

Wir haben die in dem Artikel gemachten Preisangaben in Tabellenform gebracht, um diese übersichtlicher zu gestalten, und die Anteile der Gesehungskosten zu den angeblich erzielten Preisen prozentual errechnet.

Es ergibt sich nun die seltsame Erscheinung, daß die Gesehungskosten bei einem Preise von 20 Mk. um 1,3 Prozent und bei 18 Mk. sogar um 15,1 Prozent über den Verkaufspreisen liegen. Dabei sind in diese Kalkulation „Zinsendienst, Dividende oder irgendwelche Rendite ebenfalls einkalkuliert worden wie die notwendigen Abschreibungen“, so behauptet wenigstens der Kalkulator des Wochenblattes. Bei Einkalkulierung dieser Posten und unter Berücksichtigung eventueller Verluste würden — auch ohne Dividende — die Herstellungskosten noch mindestens um 20 Prozent höher liegen als die erzielten Höchstpreise. Es gehört schon ein fanatischer Glaube an die Wohlfätigkeit des kapitalistischen Systems dazu, um anzunehmen, daß unter solchen Kalkulationsverhältnissen in Deutschland noch ein Kilo Packpapier hergestellt würde.

Besonders erhebend wirkt aber in dieser Kalkulation die Verschleierung des wirklichen Lohnanteiles. Kühn werden Direktoren- und Prokuristengehälter, Kantien an Vorstandsmitglieder und Aufsichtsratsmitglieder — auch wenn keine Dividende verteilt wird —, sonstige Verwaltungskosten, Provisionen für Vertreter, Steuern, soziale Lasten und alle möglichen Posten auf das Lohnkonto gewälzt, um der Arbeitnehmerschaft klarzumachen zu können, daß der Lohnanteil 36 resp. 40 Prozent beträgt und daß ein jeder Lohnabbau die Produktionskosten bis zur Konkurrenzfähigkeit verbilligt.

Der Kalkulator des Wochenblattes gibt eine geradezu klassische Begründung zu dieser Methode:

„Der Posten: Löhne, Gehälter, Verwaltungskosten usw. wurde absichtlich zusammengefaßt, weil, wie bekannt, die Löhne bei den Konzernen mit Schnellläufer und breiten Maschinen geringer sind als bei kleinen und mittleren Privatfirmen. Dafür sind aber die Verwaltungskosten bei den Konzernen höher.“

Diese Auslegung bedeutet die Bankrotterklärung jeder Konzern- und Rationalisierungspolitik, von der doch sonst behauptet wird, daß dadurch eine Verbilligung der Produktion

herbeigeführt werde. Mit dieser Auslegung wird — um einen modernen nationalistischen Ausdruck zu gebrauchen — das Generaldirektorensystem „hinterücks erdolcht“. Gleichzeitig wird damit aber das System der technischen Rückständigkeit verherrlicht.

— Wer nach dieser Kalkulation noch nicht an die „hohen Arbeiterlöhne“ glaubt, wer immer noch zu bestreiten wagt, daß die deutsche Wirtschaft seit 1919 nur von ihrer Substanz lebt, der ist ein gewerkschaftlicher Hezer und Marxist und deshalb wert, durch Nazi- und Kozji-Hilfe mit Stumpf und Stiel ausgerottet zu werden. G. Schüler.

Tapetendrucker und Formstecher.

Von Weilerswift (Beuel).

Eng verbunden mit dem Tapetendruck ist die Formstecherei. Dieses nunmehr aussterbende Kunsthandwerk stellt die Druckmittel (Formen und Walzen) für den Tapetendruck her. Ursprünglich hielten Tapetendrucker und Formstecher in enger Interessengemeinschaft zusammen, später waren sie im Senefelderbund vereinigt; ihre Versammlungen und Verhandlungen wurden damals gemeinsam abgehalten. Die Hilfsarbeiter waren in der heutigen gemeinsamen Organisation, dem Fabrikarbeiterverband, zusammengeschlossen.

Betrogene Arbeiter.

Brief des nationalsozialistischen Agitationsleiters für Dresden vom 18. Februar 1930 an Fabrikdirektor Fritzsche in Weimar:

„Zu Ihrer Bemerkung betreffend sozialistischer Arbeiterbewegung, Antikapitalismus und wie sie sich danach ausdrücken, will ich Ihnen nur mitteilen: Lassen Sie sich doch nicht immer von dem Text unserer öffentlichen Plakate beirren! Der Zweck heiligt die Mittel... Sind Sie versichert, mein verehrtester Herr Direktor, wenn Ihnen um Ihre Zukunft bange ist (bezüglich Ihres zur Zeit schwankenden Unternehmens), dann sind Sie nirgends besser geborgen, als bei unserer NSDAP. Gewiß, es sind Schlagworte — wie „Nieder mit dem Kapitalismus“, „Juden usw.“, aber sie sind unbedingt notwendig, denn unter dem Banner „deutschnational“ oder nur „national“ allein, wissen Sie, kommen wir nicht zum Ziel, haben wir also keine Zukunft mehr... Also — verstehen Sie nur recht — wir müssen die Sprache der verbitterten sozialistischen Arbeiter sprechen, um selbige an uns zu ziehen, sonst würden sie sich nicht bei uns zu Hause fühlen. Mit einem direkten Programm marschieren wir nicht auf — aus diplomatischen Gründen —, das befehlen wir uns vor.“

Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts finden wir eine Vereinigung der Drucker und Stecher, die allerdings der damaligen Zeit entsprechend einen recht zünftigen Anstrich hatte. Für die jüngere Generation dürfte es vielleicht von Interesse sein, einmal einen Blick in die Vergangenheit, in die sogenannte „gute alte Zeit“ der Branche zu tun. Zur damaligen Zeit war der Handdruck, auch in der Kalkulationsbranche, noch vorherrschend, und viele hundert Drucktische waren in Deutschland und Österreich in Betrieb. Die Hauptstöße der vorher erwähnten Vereinigung waren in Böhmen: Liebenau und Böhmisch-Miela, in Deutschland: Augsburg und andere Orte. Wie in allen Zünften stand auch hier die Unterstützung der Mitglieder an erster Stelle. Die Kollegen erhielten Beihilfe bei Krankheit und bei Sterbefällen; der junge Geselle erhielt Verpflegung und Unterstützung auf der Wanderschaft, die damals noch allgemein üblich war. Starb ein Kollege, so gingen alle, Drucker und Stecher, mit der Leiche, die von ihnen zu Grabe getragen wurde. Die vorgeschriebene Kleidung war schwarz; in den Händen trugen sie brennende Kerzen und Lächer, auf die das Drucker- und Formstecherwappen — Zirkel und Schlaghammer — gedruckt war. Nach der Beerdigung setzte man sich zu einem ausgiebigen Trunk zusammen. Auch für Geselligkeit war gesorgt. Nach Feierabend traf man sich in einem reservierten Zimmer der Stammkneipe. Auf dem Tisch standen zum gemeinsamen Gebrauch eine Rauchtubak- und eine Schnupftabakdose.

Hier wurde auch der Lehrling „freigesprochen“ und feierlich in den Gesellenstand eingeführt. Das notwendige Werkzeug erhielt er auf Kosten der Vereinigung. Der Lehrling mußte eine sechs-, später eine vierjährige Lehrzeit durchmachen und sich strengen Gesetzen unterwerfen. Höflichkeit und unbedingter Gehorsam gegen Meister und Gehilfen waren Gebot. Das Rauchen, auch außerhalb der Fabrik, war den Lehrlingen verboten, ebenso bis zu ihrer Freisprechung der Besuch der Wirtschaften. Im Stammlokal meldete sich auch der zureisende Kollege, er erhielt hier seine Unterstützung. Fund er Arbeit am Orte, so mußte er seinen „Einkauf“ geben, d. h. es gab auf seine Kosten an einem Abend Freibier für die gesamten Kollegen. Und welche Typen waren unter diesen Rittlern der Landstraße! Sie zogen von Ort zu Ort, arbeiteten eine Zeitlang, um etwas Geld zu ersparen, und wanderten dann frohemut eine andere Straße, die sie sehr oft auch ins Ausland führte. Es waren meist gute Arbeiter; unter den Formstechern manches Genie, aber auch alle sehr fränkisch veranlagt. Sie wurden vom Prinzipal, da in damaliger Zeit kein Überfluß an Gehilfen war, mit offenen Armen und Vorstoß empfangen. Dies alles nutzte uns und besonders unsere jungen Kollegen wohl sehr mittelalterlich, aber ein Gutes hatten diese alten Vereinigungen: die Mit-

glieder hielten zusammen und standen geschlossen hinter den Führern, wenn ein Konflikt mit dem Arbeitgeber ausbrach.

Heute ist die Lage der Tapetendrucker und der Formstecher katastrophal, ebenfalls die der Musterzeichner, die auch zur Tapetenbranche gehören. In diesem Jahre konnte die sehr kleine Musterkarte in zwei bis drei Monaten fertiggestellt werden, in der übrigen Zeit ist der Formstecher auf öffentliche Unterstützung angewiesen. Das nächste Jahr aber wird noch schlimmer, da die Absicht besteht, keine neue Karte zu bringen. Vielleicht rächt sich dieses rücksichtslose Vorgehen der Fabrikanten im Laufe der Zeit, denn die Formstecherei ist noch reine Handarbeit, die nicht durch die Maschine ersetzt werden kann und die eine jahrelange Erfahrung bedingt.

Betrachten wir nun die Herstellung der Tapetendruckmittel, um den Kollegen Einblick in ein Handwerk zu gewähren, das aus dem mittelalterlichen Holzschnitt hervorgegangen ist. Nicht nur die Herstellung der früher allein üblichen Holzformen beweist dies, sondern auch der Name, der auf Formschneider zurückzuführen ist. Formschneider aber nannte man die Briefdrucker, die vor Erfindung der Buchdruckerkunst jene Tafeln schnitten und druckten, womit man Bilder und später sogar ganze Bücher vervielfältigte. Wie uns die Kunstgeschichte lehrt, soll diese Erfindung in Deutschland gemacht worden sein, und zwar selbständig, ohne Beeinflussung durch das alte ostasiatische Kulturvolk der Chinesen. In China benutzte man schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschnittene Holztafeln zum Druck der Bücher. Dort hat sich, selbst als man unjüngere Methode des Buchdrucks kennenlernte, der Holzschnitt als hauptsächliches Vervielfältigungsmittel von Druckschriften erhalten. Die chinesische Sprache kennt keine Buchstaben, nur Wortzeichen. Für die Herstellung eines gewöhnlichen Buches sind 3000 bis 5000 Wortzeichen erforderlich. In einem von Kiang-hi herausgegebenen chinesischen Wörterbuch sind 42 718 Wortzeichen angegeben. Soll in China ein Buch gedruckt werden, so schneidet man die Zeichen in dünne harte Holztafeln, und zwar immer zwei Seiten nebeneinander. Diese Form wird mit einem Haarpinsel eingetuschelt, mit dem weichen chinesischen Pflanzenpapier belegt und dieses dann mit einer Bürste leicht angebrückt. Auf diese Art kann ein Arbeiter am Tage 2000 Blätter abziehen; jedoch wird das Papier nur auf einer Seite bedruckt.

Mag nun im Abendlande jene Art der Vervielfältigung bekannt gewesen sein oder nicht, Tatsache ist, daß man im 13. Jahrhundert in Deutschland anfing, biblische Darstellungen in Holztafeln zu schneiden und Abzüge in Leimfarbe davon zu machen. Bis dahin konnte man nur eine handschriftliche Vervielfältigung religiöser oder klassischer Werke, die mit Bildchen und Initialen ausgeschmückt wurden. Ein anderer Erwerbszweig befaßte sich mit der Herstellung von gemalten Spielkarten, die schon im 12. Jahrhundert im Gebrauch waren. Als der Bedarf hierfür stieg, schnitt man die Konturen in Holztafeln, rieb sie auf Papier ab und trug die bunten Farben durch passende Schablonen auf. Den Vorteil des Tafeldrucks eigneten sich auch bald die Briefmaler an, die bisher ihre Werke geschrieben und gemalt hatten; sie wurden nun Briefdrucker genannt. Es bildeten sich im Laufe der Zeit, besonders in Deutschland und in den Niederlanden, zahlreiche Zünfte und Innungen, in denen aber schon eine Arbeitsteilung eingetreten ist, insofern, daß die Verfertiger der Holztafeln als Formschneider neben den Druckern auftraten. Eine niederländische Chronik berichtet: „Auf eine Tafel von Birnbaumholz schnitt man Bilder und Sprüche aus, das, was nicht abgedruckt werden sollte, wurde herausgeschnitten und vertieft. Dann bestrich man die Tafel mit Schwärze oder Farbe und legte einen Bogen Papier darüber, den man mit einer Bürste oder einem Reiber auf die Form drückte.“

Der Tafeldruck muß als ein großer Fortschritt betrachtet werden. Gerade um diese Zeit, gegen Ende des Mittelalters, der Zeit der Renaissance und der Humanisten, die so reich an großen Männern und wichtigen Fortschritten in Kunst und Wissenschaft war, kamen der Holzschnitt und der Tafeldruck dem Bedürfnis weiter Kreise nach Bildung und Wissen entgegen. Anfangs schnitt und druckte man, da nur ein kleiner Teil des Volkes lesen konnte, Andachts- und Heiligenbilder, setzte wohl auch in rohen Buchstaben den Namen darunter. Bald aber kam mehr Text hinzu, Verse und Sprüche, die oft so angebracht wurden, daß sie bänderartig aus dem Munde der dargestellten Personen kamen. Hierzu gehört als der älteste datierte Holzschnitt dieser Art der heilige Christoph aus dem Jahre 1423 aus der Kartause zu Sargheim, der mit vielen anderen alten Druckwerken nach England verkauft wurde. Die fortschreitende Technik schnitt immer mehr Text in die Holztafeln, und etwas später wagte man sich an die Vervielfältigung ganzer Bücher. Neben Büchern religiösen und politischen Inhalts finden wir Lese- und Lehrbücher, ferner Auszüge aus einer Sammlung grammatischer Schriften des berühmten römischen Gelehrten Aulus Donatus, der im 4. Jahrhundert nach Christi lebte, und die nach ihm Donaten genannt werden. Das bedeutendste Tafeldruckwerk ist die Urnenbibel, die biblische Darstellungen nebst Text aus dem alten und neuen Testament enthält. Sehr verbreitet waren auch die Totentänze, Bilder, den Tod darstellend, wie er mit Personen jeden Alters und Standes zu Grabe tanzt, nebst der dazu gehörenden Beschreibung. In Heidelberg befindet sich ein aus 27 Holzschnitten hergestellter Totentanz. Erwähnt seien ferner die 118 Holzschnitte zum „Thenerdank“, der im Jahre 1517 von Hans Schönperger in Augsburg in prächtvoller Ausgabe vollendet wurde, sowie der aus 237 Holzschnitten bestehende „Weißkunig“, von dem Hans Burgkmair aus Nürnberg 24 der besten herstellte. Die bedeutendsten Maler der damaligen Zeit handhabten selbst das Formmesser oder sie lieferten die Zeichnung für den Holzschnitt. Albrecht Dürer hat das Verfahren bedeutend verbessert.

(Schluß folgt.)

Unterhaltung, Wissen und Bildung

Mülin

5. Fortsetzung.

Seppel war der Fabrikmeister der Füllerei und der größte Vielfraß der ganzen Fabrik. Sein struppiger Kopf paßte durchaus zu seinem durchlöchernten, vollständig verpappeten Anzug. Die Hände und das Gesicht waren kohlschwarz von Ruß und Fett. Wie ein gestrichen vollgefüllter Kumpfen neben ihm, deren Inhalt er dann wie ein hungriger Wolf verzehrte. Er schluckte die Suppe ohne Schlingbewegung hinunter. Sein Magen schien ein hohles, unten wieder leerlaufendes Faß. Den Namen „Kohldampfspepel“ trug er mit Recht und mit Stolz.

Sie arbeiteten also an demselben Tag bis acht Uhr abends und kamen müd und schlapp nach Hause. Auch die folgenden Tage war es so. Sie lernten allmählich ihre Arbeitskollegen kennen, paßten sich ihrer Sprache und ihren Gewohnheiten an. Jeder Müllgriff, jedes nicht im Dialekt gesprochene Wort wurde aufgegriffen und verulkt. Die Arbeit wechselte zeitweilig ab. Sie kamen in die Nebenräume, mußten schwere Fässer mit Farbe heranrollen. Jeden Tag gab es etwas Neues zu lernen. Nachts sie etwas verkehrt, wurden sie von den Kollegen ausgelacht und der Vorarbeiter Müller schimpfte. Die ganze Füllerei stand voll von Holzstämmen, gefüllt mit verschiedenen Farben. Jedes Faß war mit einem Schild versehen, darauf der Name, die Nummer und der Herstellungstag verzeichnet war. Es gehörte ein gutes Gedächtnis dazu, all die Namen, den Standort und die Nummern zu behalten.

Peter Goffler hatte eine Unvorsichtigkeit begangen. Er füllte versehentlich aus einem Faß mit Scharlach einen Rest in ein anderes mit Orange. Die beiden Reste mußten fortgeworfen werden.

„Was haben Sie da gemacht? Sie müssen besser aufpassen, wir sind hier nicht auf einer Kippe, wo Sand, Kalk und alles durcheinander geworfen wird!“ rümpfte der Vorarbeiter.

Er war keiner von den Angebern und hätte es schon beim Schimpfen belassen. Aber Scherling kam hinzu, fragte, was los sei? Dann wackelte und zeterete er drauflos: „Ihr Tagelöhner, Vagabunden“, hallte es mit Donnerwetter und anderen Elementen durch den Füllraum.

Peter kam sich vor wie ein ausgescholtener Schuljunge. In seinem Innern kochte und brodelte es. Am liebsten hätte er ihm die Farbschaufel vor die Füße geworfen und dem schmutzigen Dreck einmahl richtig gesagt, wer er ist und was er von ihm hält. Peter war der Meinung, daß es dem noch keiner richtig gesagt habe. Er war leicht erregbar, besonders wenn man seinen menschlichen, inneren Stolz verletzte. Er hatte aber auch beim Kommis gelernt, den Mund zu halten und den Ärger zu unterdrücken.

„Wenn er mir das gemacht hätte, ich hätte ihm einen Rand gegeben, daß er in das Ponceaujaß gefallen wäre, der Blütheil, der alte“, entrüstete sich Stephan, der im Gegenfaß zu Peter nur schwer in Aufregung zu bringen war. Er ärgerte sich nicht leicht, wie er jagte. Kam es jedoch so weit, so konnte er sich nicht mehr beherrschen. Der nächste Gegenstand, der ihm in die Hand kam, floß gegen den Ärgernisreger, mochte er nun eine Person oder eine Sache sein.

Das bittere Gefühl, das in Peter seit dem ersten Tage gegen Scherling aufkam, verstärkte sich noch durch solche widerliche Schimpfereien. Wenn alle Vorgesetzten so gegen ihre Arbeiter sind, wenn sie den Menschen, der doch auch im geringsten Arbeiter steht, so gering achten, und wenn das überall so ist, Herrgott, das ist ja... ja, das ist ja dann gar nicht so, wie er sich das vorstellte. Er war gewohnt, zu gleichen Rechten mit seinem Vater die Landwirtschaft zu betreiben. Hier war er unfrei, an Zeit und Arbeitsplatz gebunden, er mußte sich von anderen Leuten zur Arbeit kommandieren lassen, er mußte sich Vorschriften machen lassen, beim geringsten Fehler noch heruntersehen lassen, statt, daß man ihm erlaubte, wie es richtig gemacht wird. Nein, das war er nicht gewohnt. Das machte ihn verwirrt, brachte ihn aus der Fassung, aus dem feilschen Gleichgewicht. Bisher glaubte er immer, ein Arbeiter sei ein freier, gemachter Mann, gegenüber dem Bauern führe er ein sorgloses, unbekümmertes Dasein.

Die Arbeiter schaffen ihre zehn bis zwölf Stunden, erhalten ihren Lohn, können sich jeden Sonntag einen guten Tag leisten, brauchen kein Wetter zu fürchten, denen schlägt der Hagel nicht heftig, sie brauchen sich um nichts zu kümmern, sich nicht so plagen und leiden trotzdem besser. So hieß es immer daheim und in allen Dörfern. Diese Ansicht trug nicht wenig zu Abwanderungen vom Lande in die Stadt bei.

Daß es nicht so war, wie er gedacht hatte, darüber war er sich bereits klar. Und auch darüber, daß es für ihn kein Zurück mehr gab, er wußte, dort in der Landwirtschaft konnte er sich nicht mehr erheben und hier vielleicht auch nur ärmlich. Eine tiefe Niedergeschlagenheit überfiel ihn, wie sie jeden überfällt, der erkannt hat, daß sein Plan gescheitert ist und nun weiß: Jetzt ermarket mich nichts mehr als ein Leben unbedingender Arbeit, der Enttäuschung, der Unterdrückung und Entfremdung.

Das Gefühl der Ohnmacht, welches ihn hier in dieser Fabrik und vielleicht überall immer sich blicken ließ, ohne ihm jemals die Möglichkeit zu geben, sich strahlend anzusehen, dieses Gefühl sagte ihm: Einer, der sich nicht läßt — sie nannten es Fabrikordnung — einer, der sich dieser Fabrikordnung nicht beugt, einer Ordnung, die wohl äußerlich in Paragraphen gefaßt ist, die aber von den Vorgesetzten willkürlich angewendet wird, für einen solchen ist hier entweder kein Platz oder sein Dasein wird ihm zur Hölle.

Peter fühlte das alles, aber er wußte es nicht. Er wußte nicht, und seine Kollegen wohl auch nicht, daß ein Lohnarbeiter unter solcher Ordnung niemals frei sein konnte und frei sein wird, äußerlich und innerlich nicht, es sei denn, daß die bestehende Ordnung geändert wird.

Sie waren die modernen Sklaven dieser Ordnung; immerhin, sie gab ihnen zu leben, verbesserte sogar noch ihr Leben, das ihnen zur Gewohnheit wurde, unter dieser Ordnung, die sich sogar übertrag auf ihr Privatleben, so daß sie selbst unbewußt zu Ordnern dieser Ordnung wurden. Einer, der einmal längere Zeit in der Fabrik dieser Fabrikordnung unterlag, gewöhnte sich so daran, daß er das Sklaventum gar nicht spürte.

Es scheint fast gar nicht zu sein, daß die Gewohnheit den Menschen zu Sklaven seiner Gewohnheit macht, daß die Fabrikordnung aber nur eine Teilabschnitt der bestehenden und sich immer weiter ausbreitenden Gesellschaftsordnung war, kam einem einfachen Fabrikarbeiter gar nicht zum Bewußtsein. Und trotzdem war es in ihnen und ihr Bewußtsein froh, wenn sie von den beamteten Vätern dieser Ordnung etwas zu erblickt angefaßt wurden.

Roman von Fritz Molinar

So ging es Peter. Er lehnte sich stumm dagegen auf; aber seine Auflehnung richtete sich nicht gegen das System, sondern gegen eine Person, die ebenfalls unter diesem System stand. Und weil diese Auflehnung nicht dem System, sondern der Person galt, so mußte die Person sich wieder auflehnen; aber nach oben konnte sie es nicht. Also tat sie es nach unten um so mehr.

Eine solche Person war Scherling. Er wandte die Taktik des Radfahrers an. Nach oben buckeln und nach unten treten. Nur so kommt man vorwärts.

„Goffler, hier haben Sie einen Anforderungszettel. Gehen Sie in die kleine Mühle zu Vorarbeiter Baumann und sagen Sie, wir müßten heute noch 75 Kilogramm Brillantrot 4 B putz füllen! Die Sendung muß heute noch fort“, beauftragte ihn der Vorarbeiter Müller.

Es war immer so. Ging es auf Feierabend zu, kamen die Bestellungen vom Büro. Lauter eilige Sachen, hieß es. So kamen sie fast keinen Tag vor sieben Uhr aus der Fabrik, oft wurde es acht und einmal sogar neun Uhr.

Peter machte sich auf den Weg. Er kannte sich noch schlecht aus in dem Gewirr von Treppen, Gängen und Ecken der Stockwerke. Den Vorarbeiter Baumann kannte er auch nicht, obwohl er diesen Namen schon gehört hatte. Also hieß es sich durchfragen. Es fiel ihm ein, daß ja dort der alte Schorsch arbeiten mußte.

„Kolleg, kannst du mir sagen, wo der alte Schorsch arbeitet?“ fragte er einen Mann am Eingang zur kleinen Mühle.

„Ja, geh nur da durch, die nächste Tür rein, dort findest du ihn schon!“ bekam er zur Antwort.

Peter fürchtete sich fast, durchzugehen. Der Raum lag selbst bei hellem Tage im Halbdunkel. Geräte, Werkzeug und Wände waren noch viel mehr verstaubt als bei ihnen in der Füllerei. In der Luft flimmerten ganze Schwaden aufgerüttelter Staubatome. Um den Lichtkranz der elektrischen Birnen tanzte eine Wolke feinsten Körperchen, wie eine Million kleiner Sonnen um ein tiefes Zentralgestirn.

Große Stahltrommeln liefen krachend über Kugelwellen um ihre Achse. Im Innern mußten sich große Eisenkugeln befinden, welche durch die schnelle Umdrehung mit den Farbmassen an den Wänden hochflogen und mit stahlharten Schlägen zurückfielen. Die Transmission rumorte, ächzte und brummte, daß das ganze Gebälk zitterte.

Peter ging durch die bezeichnete Tür und mußte einen Moment stehenbleiben. Er wußte nicht, wo er durch die rotierenden Trommeln kommen sollte.

Die Wände, die Maschinen und Trommeln, alles war schwarz, grün, blau, rot vermischt, mit Staub und Spinnweben umgeben. In den Trommeln wurde der Farbstoff gemahlen, der eine körnereartige Beschaffenheit hatte. Damit eine bessere Löslichkeit erzielt wird, muß er von den Eisenkugeln staubförmig zerlegt werden. Oben war eine mannlochähnliche Öffnung zum Ein- und Ausfüllen. Täglich wurden mehrere Partien gemahlen. Die Herausnahme war nicht so einfach. Erst mußten die Kugeln herausgeholt und dann in mühseliger Arbeit das feine Farbpulver aus der Trommel hinaus in die Fässer gefüllt werden.

In der Mitte stand eine Trommel still. Sie war geöffnet, davor stand der alte Schorsch und schaufelte aus dem Mannloch einen roten Farbstoff heraus. Die Trommel mußte schon fast leer sein, denn er griff jedesmal mit dem Arm bis an die Schulter hinein, klopfte mit einem Hammer die Wände ab, damit ja nichts in der Trommel zurückbleibe. Seine kleine, runde Gestalt war rüchelhaft, das Gesicht glänzte wie eine rotgoldene Vollmondscheibe. Das Köppchen war ebenfalls rot wie die Dienstmütze eines Fahrtenleiters der Eisenbahn.

Als Peter auf ihn zukam, hielt er mit seiner Arbeit ein, lachte ihm mit seiner merkwürdigen, freiberzigen Stimme entgegen, zog dann gemächlich seine Schnupftabaksdose aus der Tasche, kippte sie drei bis viermal eine Prife auf die linke Handoberfläche und zog sie mit einem eleganten Schnupper in die rotgebläute Nase.

„Ah“, räusperte er sich nach einem Räucher. „No, Peter, wie kommtst du hierher in die Leinwandmühle?“ In der ganzen Fabrik nannte man diesen Mahtraum die Leinwandmühle.

So sah auch der alte Schorsch aus wie ein kleines rotes Leinwandmühlchen.

„Ich suche den Vorarbeiter Baumann, wir brauchen noch eine Anzahl Kilogramm Brillantrot 4 B“, gab Peter zur Antwort.

„So, ihr braucht das! Ich mache es gerade da aus der Mühle. Es ist ein Saugzeug“, fügte er sich betrachtend hinzu. „Aber es geht wieder ab.“

Dann trat er an eine Rohröffnung, eine Art Telefon, und rief mit lauter Stimme nach Baumann. „Ja“, tönte es vom oberen Stockwerk herunter.

„Er ist im ersten Stock. Geh nur dort die Treppe hinauf, dort findest du ihn schon“, wies er Peter zurecht und machte sich wieder an seine Trommel.

Peter wunderte sich immer mehr über den alten Schorsch, über die Fabrik, über die Arbeit in der Fabrik. Da steht dieser kleine dicke Mann in der Leinwandmühle an einer Trommel und schafft eine Leinwandarbeit. Man konnte sie ruhig so nennen. Keiner, der eine solche Höhle, ein solches Leinwandwerk von ratternden, benutzten, immorenden Maschinen, Transmissionen, Treibriemen, schloßender Stahlkugeln in einem dunklen, muffigen, ängstlich verstaubten Raum jemals gesehen hat, kann sich ein Bild machen, unter welchen Verhältnissen, in welcher Atmosphäre, in welchen Staubwolken die Arbeiter dort ihr Geld verdienen müssen. Jeder, der an einen solchen Ort käme, würde sagen, diesen Leuten gehört ein besonders oster Lohn. In Wirklichkeit bekommen sie außer ein paar Bettelstückenigen Staubvergütungen nicht mehr als alle anderen. Der gerinnliche Erdarbeiter im Tiefbau verdient mehr Geld als die Leute an den schmutzigsten, ungesündesten Plätzen der Fabrik.

Peter starrte, ganz mit solchen Gedanken beschäftigt, die Treppe hinauf. Er fuhr ordentlich zusammen, als ihn jemand mit der barschen Frage aus seinen Gedanken weckte:

„Was machen Sie hier?“

„Den Vorarbeiter Baumann“, stotterte er verlegen.

„Ja, was wollen Sie mit dem?“ fragte der andere wieder.

„Ich habe hier einen Anforderungszettel für 75 Kilogramm Brillantrot 4 B von Vorarbeiter.“

„Nimmer wenn es Nacht wird, kommt der geschleudert. Das ist heute das letzte Mal; wenn's wieder vorkommt, gebe ich kein Stäubchen mehr raus“, unterbrach ihn Baumann.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensfreude so hemmungslos? Es klingt zu laut, um echt zu sein. Rechts der Stadthöhle, tagen Fabrikrohrkneie auf, Industriebauten, Gasanlagen, Silos, Eisenkonstruktionen. Ein großer Betrieb. Vor noch vier Monaten wurde dort auch nachts gearbeitet. Jetzt liegt alles still. Auch bei Tag. Der Betrieb arbeitet nicht mehr lukrativ, Verstristung, und dann wurden 2000 Arbeiter entlassen. So stand es schwarz auf weiß in den Zeitungen.

Langsam gehe ich weiter. Schaue nach oben und bohre meinen Blick in die glühende Sternennwelt.

Ich habe die Landstraße erreicht. Vor mir steilt sich ein fast haushohes Reklameplakat auf. Zahnpaste. Daneben eine Bretterwand. Eine gültigende Krawatte, ein weißer Kragen, oben ein pomadifertiger Scheitel. In der Mitte eine Zigarette. Sonst nichts. Das Gesicht verschwindet dahinter, denn eigentlich ist es kein Gesicht. Es ist ein Symbol. Man nennt das Kultur, wenn ästhetische Matinee veranstaltet werden. Daneben ein meterhohes Blechschild. Dapolin. Die Landstraße ist sauber asphaltiert und in Wasselmuster gewalzt, damit die Kraftwagen bei Regenwetter nicht schleudern. Ich gehe die Landstraße entlang, will zur nächsten Straßenbahnstation.

Links der Straße ein Brachfeld. Ruinen, gesprengte Forts. Verrosteter Stacheldraht. Deutlich erkenne ich im aufkommenden Mondlicht die Reste von Laufgräben, Glacis und Lunetten.

Da plötzlich sehe ich inmitten der Festungsrüinen einen Lichtschimmer. Überrascht bleibe ich stehen. Eine kleine Gestalt, ich kann nicht recht erkennen, was es eigentlich ist, klettert über zerborstene Betonblöcke, verschwindet, taucht wieder auf und scheint auf den Lichtfleck zuzugehen. — Das Mondlicht verschwimmt. Wolken bedecken den Himmel. Ich springe über den Straßengraben, stolpere durch das unmeßbare Gelände, rufe laut, erhalte aber keine Antwort. Ganz nahe bin ich jetzt dem Gnom, diesem Spuk; der mich äßen will, auf den Felsen. Inzwischen bin ich dicht an... das Ruinenfragment herangekommen, aus welchem der Lichtschimmer fällt. Ich bleibe stehen. Die kleine Gestalt vor mir kniet in den Bereich des matten Lichtschimmers. Es ist kein Spuk, kein Gnom, es ist ein Kind und trägt in der Hand ein Körbchen. Dann ist es plötzlich wie vom Erdboden verschwunden. Ich gehe weiter, muß über die Trümmer einer gesprengten Kaserne klettern — und stehe ungläubig vor einer Höhle. Ihr Eingang ist zur Hälfte notdürftig mit dünnen Brettern verschalt, in deren Ritzen Moos gestopft ist. Der Rest des Höhleneinganges ist mit alten Säcken verhangen. Ich presse mein Ohr an die dünne Bretterwand und höre menschliche Stimmen. Dann schiebe ich die Säckeleinsehen beiseite und trete ein. Fassungslos starre ich auf das Bild, das sich mir bietet. Erst nach einer Weile habe ich mich von meiner Verfassung erholt und kann die Eindrücke voll und ganz meinem Bewußtsein nahebringen. Es ist, als habe die hemmungslose Phantasie eines expressionistischen Bühnenbildners die Kulisse zu der Tragödie gestellt, die sich hier im letzten Akt zur Katastrophe aller Beteiligten auswickelt.

Die Höhle ist fast zehn Meter tief und fünfzehn bis zwanzig Meter breit. Der Hintergrund wird von einer zerfallenen Festungsmauer gebildet, aus der Drahtgeflecht, Eisenkonstruktionen und Moniereisen wirt und bizarr hervorstehen. Rechts sieht man blankes Erdreich, das durch einen Wall loser aufgesetzter Bruchsteine am Nachrücken verhindert wird. Links stehen die Reste eines starken Lonnengewölbes, das mit Schießcharten versehen ist. Fast in der Mitte der Höhle erheben sich zwei mächtige Pfeiler, die — leidlich erhalten — zusammen mit den Resten einer Betondecke das Dach bilden. Zwischen den Pfeilern hingewuchtet liegt eine zerstörte und fast bis zur Unkenntlichkeit zerstampfte Lafette eines schweren Festungsgeschützes. Hinter den Pfeilern muß die Lichtquelle sein. Zögernd, mit stockendem Herzschlag, trete ich ein paar Schritte vor und stehe vor einem Menschen. — Eine menschliche Ruine? — Nein, — es ist ein Mann. Und dann sehe ich das Kind, das mir den Weg wies. Langsam schweifen meine Blicke umher, und tonlos murmle ich irgendein paar Worte der Entschuldigung. Ein primitiver Herd, aus Ziegelsteinen gebaut, ein paar Töpfe. Auf einem Holzgestell einige Matrasen, zerlumpte Pferddecken. Das Bett.

Auf dieser Lagerstatt liegt ein Bündel. Ich trete hinzu und sehe eine Frau. Sie schaut leise. Vielleicht ist sie noch jung. Das kann man aber nicht erkennen. Es ist zu dunkel. Sie wirft sich hin und her und kratzt die Hände in das rissige Holz der Lagerstatt. Ich wende mich ab und stelle einige Fragen. Der Mann antwortet mir nicht, sitzt auf einem Felsblock und starrt vor sich hin. So muß ich das Kind fragen. Es ist ein Mädchen. Verschüchtert und ängstlich wie ein geprägtes Tier, wirt und stockend, erzählt es mir so viel, daß ich alles weiß, ohne Einzelheiten zu kennen. Es saß meinen Mantel an und schmiegte sich an mich. „Warm!“ sagt es und huschelt sich zusammen. Sein Köppchen ruht auf meinen Knien. Die Lampe verliert sich. Nur das offene Feuerloch wirft einige unruhig flackernde Reflexe in den Raum. Das Dach hat große Löcher. Ich sehe Sterne und den Himmel.

Der Mann sitzt in seiner Ecke und schaut ins Feuer. Er lacht, erst leise, dann bricht er in ein schallendes Gelächter aus; es durchdringt die ganze Tonkale und bricht mit dem Heulen eines Tieres ab. Das Kind zuckt zusammen und zittert. Es überfällt mich wie eine Erstarrung, und ich heiße mir in den Fingern und sage ganz laut: „Ich lebe im Jahre 1931, — es gibt Radio und man kann in drei Wochen um die Erde fliegen. Ja!“ — Dann aber erkenne ich, daß alles um mich herum Wirklichkeit ist. Es will nicht verschwinden.

„Mutter kriegt Kindchen“, sagt das Mädchen. „Nicht gut. Papa macht uns alle tot! Sagt er immer!“

Ich sehe langsam auf, gehe auf den Mann zu und habe das Gefühl, als hätte ich Blei in den Gliedern. Er schaut mich feindselig an und duckt sich, als wolle er mir an die Kehle springen. Ich zwingen ihn, ruhig sitzen zu bleiben. Dann fange ich an zu reden, und rede, rede, — und komme mir vor wie ein eifriger Schwärmer und Lügner. Ich frage nicht nach warum, wie es kam, weshalb? Jetzt schaut er mir in die Augen, und mit einem ganz anderen Gesichtsausdruck sagt er leise, daß ich es mehr erraten muß: „Wenn Sie — erst — mal — vier — Jahre — arbeitslos sind.“ Er erzählt noch einiges; es ist nichts Besonderes, nein gar nicht. Es ist das Schicksal derer, die nichts weiter als ihre Muskeln zu verkaufen haben. „Wie alt?“ frage ich. „32 Jahre!“ — Ich hätte ihn auf fünfzig Jahre geschätzt. „Ihre Frau?“ — „24 Jahre!“ Hoffnungslos zuckt er mit den Schultern und versinkt wieder in dumpfes Schweigen.

Das Kind huscht. Dann will es zu seiner Mutter ins Bett klettern. Endlich erwache ich voll und ganz aus meiner Apathie und bemerke mich um die Kranke. Sie hat hohes Fieber. Fast nackt liegt sie unter dem Gewirr der schmutzigen Decken. Reißt sich im Fieberkrampf die letzten Fäden vom Leib und schreit. —

Noch heute gelst mir der letzte Schrei eines Menschen in den Ohren, wie Menschen nur einmal schreien, um dann auf ewig zu schweigen.

Gestern haben sie den Mann ins Irrenhaus gebracht, das Kind in irgendein Heim und die Mutter auf den Friedhof.

Am anderen Ufer liegt eine Stadt. Dort wohnen Menschen. Dort steht auch ein Dom, der ist 1000 Jahre alt und wird jedes Jahr genau nachgesehen, damit er nicht baufällig wird. Das Geld dazu wird gestiftet, denn es kostet allerhand. Aber die Kultur muß erhalten bleiben. Es ist wieder Abend, und ich höre das „Cantikus“ aus dem Dom herüberklingen.

Es war eine Reportage — und sonst — nichts.

Kajematte am Fluß.

Reportage von Heinz Bach (Wiesbaden).

(Nachdruck mit Genehmigung des Verfassers.)

Ich stehe am Ufer eines großen Stromes. Es ist Nacht. Sterne funkeln am schwarzen Himmel. Witterkalt legt der Wind über das Wasser. Draußen, am anderen Ufer, liegt wie ein breites Band die Silhouette einer großen Stadt. Ich sehe den Dom, über den glänzt seine palmabendeckelte Kuppel im hellweißen Licht der Scheinwerfer. Die Lichtreklame eines Warenhauses wirft glühende Lichtstrahlen gegen den Himmel. Über dem Häusermeer liegt ein fahler Lichtschimmer, der ständig seine Farbe ändert. Ganz links liegen die armeren Quartiere. Dort ist es fast dunkel. Nur hier und da ein mattes Lichtstrahlen. Zwei große Brücken überspannen

den Strom, in dessen Wellen sich die Lichter eines großen Hotels spiegeln. Die große Gastterrasse des Hotels ist hell erleuchtet. Deutlich sehe ich die roten Tischlampen, erkenne die einzelnen Tische. Menschen sind lustig, plaudern, trinken und tanzen. Ich sehe sieben schwarze Gestalten mit weißen Hemdblößen; irrsinnig, wie im Beistand, springen sie hin und her. Witzige Instrumente fliegen in die Luft. — Rafaplum — ra — ra — rafaplum — peng! hämmert es immer im Rhythmus einer afrikanischen Negerkapelle. Vereinzelt Musikstücken zerflattern aber den schwebenden Wassern. — By — by, Blues —, ich kenne irgend woher die Melodie. „Lebt wohl, ihr traurigen Gedanken! Schüttle den Gedankenwurm des Lebens ab!“ — Somy side up! — Wende dem Leben die bessere Seite zu!“ — Rafaplum — pam — pam — peng! Warum betonen die Menschen da drüben in dem Glaskäfig ihre